Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1865)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656246

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Da bin ich abermals zurück
Aus fernem Weltgetümmel,
Aus Pulverdampf und Politik
Und wirrem Volksgewimmel.
Nun will ich alles, wie ich's fand,
Getreulich Euch erzählen,
Und auch vom lieben Vaterland
Kein Wörtchen Euch verhehlen.

Da sah ich eine Nation,
Entzweit in Süd und Norden,
Der Eintracht und Vernunft zum Hohn,
In wildem Kampf sich morden.
O der verkehrten Politik!
— Baumwolle oder Nigger —
Im Bürgerkriege blüht kein Glück,
Kein Lorbeer für den Sieger.

Ein trutzig Völkchen sah ich auch,
Voll Haß auf die Germanen,
Zu Schlachtendampf und Pulverrauch
Entfalten seine Fahnen.
Doch hielt im Feuer es nicht Stand,
Ließ fangen sich und jagen.
Wer so verwirkt sein streitig Land,
Darf über niemand klagen.

Auch einen hartgeprüften Stamm,
So edel einst und mächtig,
Als Deutschland er zu Hülfe kam,
— So hülflos jetzt und schmächtig —
Den traf ich fern vom eignen Herd,
Sich vor Verbannung flüchtend,
Wohl eines bessern Looses werth,
Doch selbst darauf verzichtend.

Auch in dem eignen Vaterland
Hat viel sich zugetragen,
Das zeugt von Gottes schwerer Hand
Und harten Prüfungstagen:

Wohin der Hagel frostig weiß
Sein Leichentuch gezogen,
Da ist der Arbeit saurer Schweiß
Um jeden Lohn betrogen.

Wo das Gewitter wild erglüht
Durch stilles Berggelände,
Und donnernd seine Schleußen zieht,
Da beben alle Hände;
Da wird des Bächleins Lammesmuth
In einer einz'gen Stunde,
Verwandelt in des Tigers Wuth,
Zum offnen Grabesschlunde.

Wo man das liebe Himmelsgut,
Das Licht und Wärme spendet,
Nicht hält in wohlverwahrter Hut
Und übel es verwendet,
Da wandelt's sich vom treuen Sklav
Zum Feinde seines Herren,
Weckt furchtbar ihn aus tiefem Schlaf
Und droht ihn zu verzehren.

Von allem dem genug ich fand
Der unheilvollen Spuren:
Manch liebe Heimat abgebrannt,
In Schutt begrabne Fluren,
Saatfelder kahl, wie abgekehrt,
Baumgärten ausgelichtet,
Rebberge jämmerlich verheert,
Auf Jahre hin vernichtet. — —

Doch auch gar manches heitre Bild
Sah ich auf meinem Pfade,
Das mir das Herz mit Dank erfüllt
Für Gottes Huld und Gnade.
Welch reicher Segen zeigt sich nicht
In Dörfern und in Städten,
Wo Fleiß und Denken Bahn sich bricht
Durch der Gewohnheit Ketten!

Und gar in unserm Schweizerland —
Welch heiteres Zerstreuen,
In Festlichkeit zu Stadt und Land,
Mit Tanzen und Juheien! —
Vereine giebt's ja ohne Zahl,
Und jeder will sich zeigen
Mit Fahne und Vereinspokal
In Glanz und buntem Reigen.

Doch auch zu ernsten Zwecken fehlt
Es nicht an will'gen Händen,
Kein Land so manche Stiftung zählt,
Zu milden Liebesspenden.
Wo irgendwo sich Mangel zeigt,
Mit hülfefleh'nden Blicken,
Sind Tausende sogleich bereit,
Zu trösten, zu erquicken.

Nun hab' ich alles euch erzählt,
Wie es mir vorgekommen,
Gottlob! wenn es recht viel enthält,
Zu eurem Nutz und Frommen.
Es ist ein Spiegel uns'rer Zeit,
— Des Lohnes — wie der Buße; —
Den bring ich, lahmer Greis, euch heut,
Zu meinem Botengruße.

Der neue Kalender.

Ich zeige dir die Zukunft; sie ist noch leer;
Ich zeige dir bloße Zeitformen; — sie haben
noch keinen Inhalt;
Ueber's Jahr werden sie ausgefüllt sein.
Mögest du dich alsdann des Inhalts freuen!

Einiges über Erziehung.

(Fortsetzung vom Jahr 1864.)

IX. Artikel.

Ein paar gute Rezepte, um die Kinder nicht gehorchen zu lehren.

Erstes Rezept.

Man befehle dem Kinde etwas, und thuet es nicht darnach, so befehle man noch einmal; hilft dieß auch nicht, so befehle man lauter und stärker, zum dritten, vierten, fünften, und sechsten Male; und wenn's immer nicht rücken will, so werde man recht zornig, schwöre mit dem Kinde und sage ihm allerlei häßliche Wörter. Wenn das Alles nichts abträgt, so drohe man mit dem Stecken, und nützt auch das nichts, so werde man endlich des Schmälens und Chärens müde, strafe aber das Kind nicht, sondern sage ihm nur: Wenn's ander Mal nit besser folgen witt, denn strafen-idiab, daß es e Gattighet. Und denn das andere Mal mache man es wieder wie oben steht.

Durch Erfahrung bewährt, probatum est.

Zweites Rezept.

Wenn ein Kind etwas haben will, das ihm nicht gut ist, oder das du ihm sonst nicht geben willst, so sage gleich: Nein. Fährt es aber fort, dich zu bitten und zu plagen, so sage fest und ernstlich: Nei, du chast es absolut nit ha! Will es nun noch nicht abstehen, sondern dich mit Bitten und Anhalten zwingen, daß du ihm das Verlangte gebest, so sage: G'wüß überchunsch es nit; da hilft dä Cher Alls nüt. Und will sich die kleine Meisterkatze, die aber leicht eine große werden kann, noch nicht drein ergeben, fängt sie an zu weinen, zu heulen und das Mäulchen zu hängen, — dann ist es Zeit, daß sich dein Herz erweichen lasse, und daß du mit deiner Festigkeit aufhörest; dann sage in sanfterem, nur halb unzufriedenem Ton zu dem Kinde: Sä, dahesch; umme daß das G'kähr und G'plär ufhöri; aber de bischmerde z'friede, süsch —

So lernen die Kinder nicht bloß Nichtgehorchen, sondern sogar das Befehlen. Bewährt, probatum est.

Drittes Rezept.

Du, Vater, oder Mutter, oder Lehrer mußt heute recht gut sein mit den Kindern, sie machen lassen, was sie nur wollen, und zu Allem nur lachen, sogar mithelfen. Aber morgen oder in der nächsten Stunde mußt du recht furchtbar streng sein mit den nun freilich etwas ausgelassenen Kleinen: Keines soll ein lautes Wörtchen reden, keines sich verrühren, keines den Mund verziehen, keines einen einzigen Blick von seiner Arbeit ablassen. Was gilt's, es werden viele nicht gehorchen können?

Viertes Rezept.

Sollen deine Kinder schwören und allerlei grobe Reden führen lernen, so hast du weiter nichts zu thun als ihnen das Schwören recht streng zu verbieten, und jedes Mal, wenn sich eins vergißt, tüchtige Ohrfeigen auszutheilen. Nebenbei mußt du selbst, sowie alle deine Hausgenossen, recht gottsvergessen und recht viel schwören und grobe Reden führen; überdieß mußt du die Kinder bei solchen Leuten lassen, die auch schwören und meisterhaft grob reden. Verbiete ihnen dann das Schwören so oft und so streng

du willst; die Kinder werden dir sicher nicht gehorchen. In deiner Gegenwart nehmen sie sich vielleicht aus Furcht vor Maulschellen in Acht; aber wenn du nicht dabei bist, so schwören sie um so gräßlicher und reden sie um so unflätiger.

Fünftes Rezept,
oder
Anweisung zum Gebrauch der vier obigen Rezepte.

Lies sie ein Paar Mal recht aufmerksam durch. Frage dich dann, ob du sie nicht schon oft auf deine, an der Seele kranken Kinder angewendet habest, und ob die Wirkung nicht gewesen sei, wie ich dir sage. Mußt du ja antworten, so zerreiße die Rezepte in tausend Fetzen und thue nicht mehr in einem Pünktlein darnach. Denn wenn du so fortdokterst, so wirst du unfehlbar deine Kinder in's sittliche Grab doktern.

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichte der einheimischen Vögel

(Fortsetzung vom vorigen Jahre.)

Ich ziehe die Kappe ab, neige demüthig mein Haupt, und spreche: — verehrte Leser und Leserinnen: Sintemal wir nun auf dem trockenen Lande fertig sind, und ich nun mit Euch ins Moos und Seeland spazieren soll, die Sumpf- und Wasservögel zu betrachten, so muß ich voraus bekennen, daß ich in jenem Lande nie gewohnt habe, und daher auch von seinen geflügelten und ungeflügelten Einwohnern gar wenige aus eigenem Umgang kenne. Es sind darunter auch gar viele, die eigentlich nicht bei uns daheim, die nicht unsere Landsleute sind, sondern nur zu uns kommen, weil sie, für den Augenblick wenigstens, in ihrer Heimath nicht bleiben könnten, und die sogleich weiters gehn, so bald es ihnen thunlich ist. — Indessen doch die Hauptsachen will ich erzählen. Ein Schelm gibt mehr als er hat. —

Von den Wasservögeln also sprechen wir. Viele kommen nur im Frühling und gehen im Herbste wieder fort, wie der Storch. Viele kommen erst mit dem Herbst und Winter und gehen im Frühling wieder fort, wie die wilden Enten, die Schneegänse. Viele ziehen gar nur durch und bleiben auf der Reise nur kurze Zeit im Lande, wie die Schnepfen. Manche sind gar nur seltene Erscheinungen, von denen man viele Jahre nichts hört. Wenn nun Seen abgegraben, Mööser immer mehr ausgetrocknet werden, so werden auch diese Arten von Vögeln sich je länger je seltener bei uns einfinden und endlich ganz wegbleiben.

Wir theilen diese Vögel in zwei Heere, in Sumpfvögel und Schwimmvögel, und führen daraus nur die Bekanntesten an.

Sumpfvögel sind wohl Wasservögel, aber sie schwimmen nicht im Wasser, haben keine Schwimmfüße, wie die Gänse, hingegen meist verhältnißmäßig hohe Beine, und gleichen einander mehr in der Lebensart, als in der Gestalt. Sie haben entweder nur drei vorwärts gerichtete Zehen, oder die vierte hintere ist meist sehr kurz.

Die Löffelgans hat ihren Namen von ihrem sonderbaren Schnabel, der lang, flach und vorn breiter ist. Der Schnabel schwarz, vorn schmutzig gelb, der Augenstern roth, der ganze Leib weiß. Sie ist sehr selten.

Die Reiher, Reigel haben einen geraden, starken langen spitzigen Schnabel, hohe Beine mit langen Nägeln. Der bekannteste ist der gewöhnliche graue Reiher, der in der Gestalt dem Storch gleicht. Der Ober-

leib ist grau, am Hinterkopf hängen lange schmale schwarze Federn herab. Er lebt an unsern Seen und Flüssen und ist den Fischbächen nach allerdings schädlich.

Der Rohrdommel ist bedeutend kleiner, hat einen dicken Hals, gelbgrüne Füße; ist erst gelb über den Rücken mit schwarzen Querstreifen. Er lebt an Flüssen und in nassen Matten nahe dabei, und frißt Mäuse, Frösche, Fische und Schnecken. Heißt auch Moosstier, wegen seinem Geschrei.

Der Storch ist den Reihern nahe verwandt. Schnabel und Füße sind roth, der Leib weiß, nur die Federn im Schwanze und in den Flügeln schwarz. Er ist ein zahmer zutraulicher Vogel, der gerne bei den Menschen wohnt, und Frösche, Eidechsen, Blindschleiche, Mäuse, Käfer und Würmer frißt. Er wird billig allerorten geschont.

Der Kranich ist ein seltener Vogel bei uns. Sein Schnabel ist nicht länger als der Kopf; die Füße schwarz, Kopf vornen schwarz, hinten dran ein nackter rother Fleck, der Leib dunkelgrau; am Flügelende lange, gekräuselte Federn, die über den Schwanz her hängen. Er frißt nicht nur kleine Thiere, sondern auch Korn.

Die Schnepfen haben einen langen, geraden, rundlichen Schnabel, der Kopf ist in den Seiten flach, die Beine hoch, der Schwanz kurz. Der bekannteste ist der Waldschnepf. Der Leib ist dunkelbraun, schwarz gefleckt. Selten brütet ein Paar bei uns. Fast alle ziehn im Frühling und Herbst nur durch. Sie leben von Insekten und Würmern, und da die Schleckmäuler sie gern essen, so werden viele in Letschen gefangen oder von den Jägern geschossen. Die andern kleinern Arten von Schnepfen sind weniger bekannt. — Es giebt noch andere Arten von Vögeln, die den Schnepfen verwandt sind, wie die sogenannten Brachvögel, Sumpfläufer, Wasserläufer u. s. w., die aber weniger vorkommen, und mir nicht bekannt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Bescheidenheit.

In einem von den Fremden sehr besuchten Vergnügungsorte unseres Kantons befand sich ein im übrigen sehr freundlicher und bei den andern Gästen beliebter Herr, der aber die Gewohnheit hatte, bei Tische sich immer sehr gut zu bedienen, von jeder Speise sorgfältig das beste Stück auszusuchen und bei besondern Leckerbissen sich die Schüssel regelmäßig zum zweiten Male zu erbitten. Als nun eines Tages dieser Herr bemerkte, daß ein neu angekommener Gast sich gegen seinen Tischnachbar über jenes egoistische Verfahren eine Bemerkung erlaubte, wandte er sich gegen seine Umgebung mit den Worten: „Mein Verfahren bei Tische beruht auf der wahren Bescheidenheit; die dahrige Regel, die ich auch Ihnen allen zur Nachachtung empfehle, wurde mir von einem viel gereisten und weisen Manne gegeben; sie lautet folgendermaßen:

Bescheidenheit, Bescheidenheit,
Verlaß mich nicht bei Tische,
Und mache daß ich jeder Zeit
Das beste Stücke erwische.

Wein und Bier.

Allgemein bekannt ist der alte Spruch:

Bier auf Wein,
Das lasse sein,
Wein auf Bier,
Das rath' ich dir.

Dieser Spruch mochte in frühern Zeiten als ganz richtig gelten; er schien jedoch nicht mehr zu genügen, seitdem bei der unter dem Menschengeschlechte unläugbar vorhandenen Zunahme des Durstes auch der Bedarf an Bier und Wein in außerordentlichem Maße gestiegen ist. Ein sehr erfahrener Sachkenner vervollständigte daher jenen Spruch im wohlverstandenen Interesse der Menschheit wie folgt:

Wein auf Bier
Das rath' ich dir,
Bier auf Wein
Kann auch noch sein;
Doch Wein auf Wein und Bier
Und Bier auf Bier und Wein
Mein lieber Freund, das lasse sein.

Der Wein und das Podagra.

Ein etwas zudringlicher Weinhändler überschickte einen vornehmen und reichen Herrn ein Weinmuster mit der empfehlenden Bemerkung, dieser Wein sei ein untrügliches Mittel gegen das Podagra. Als keine Antwort erfolgte, schrieb er nochmals und bat um eine Bestellung. Hierauf erhielt er folgende Erwiederung: „Graf N. hat den ihm gefälligst übersandten Wein probirt; er zieht jedoch das Podagra vor."

Zur Sprachkenntniß.

Welches ist der schlechteste Buchstabe im Alphabeth?

Der Buchstabe **Z**.

Warum?

Weil nichts hinter ihm ist.

Ein Mißgeschick.

Luther hörte einmal einen Neuling predigen. Als derselbe gleich Anfangs stecken blieb und nur die Textworte: „Ich bin ein guter Hirte" mehrmals wiederholte, hieß ihn Luther von der Kanzel herabsteigen und sprach: „Ein gutes Schaf mögt Ihr wohl sein, aber kein guter Hirte."

Rasche Antwort.

Ein übermüthiger Soldat fragte im Vorbeimarschiren von der Landstraße aus ein altes Mütterchen, das dem Zuge hinter einem Zaune zusah: „Alte Hexe! was macht der Teufel?" — „Schubkarren," antwortete diese, „um solche Teufelsbraten, wie du bist, in die Hölle zu führen."

Sonderbare Rednerbühne.

In Amerika brauchen die Volksredner allerlei Dinge, um sich Gehör zu verschaffen. So bestieg einmal einer ein Syrupfaß und sprach von dieser merkwürdigen Rednerbühne herab so gewaltig zu dem Volke und machte dabei so heftige Bewegungen, daß der Boden des Fasses zusammenbrach und der Redner bis an die Nase in dem Syrup versank. Als er sich unter allgemeinem Gelächter wieder herausgewunden hatte, wurde er obendrein noch mit Federn bestreut und fortgejagt. — Trauriger Lohn für so große und wohlgemeinte Mühe!

Was ist Uebertreibung?

Wenn einer dem andern droht: wenn er nicht schweige, so bekomme er einen Tritt, daß er so weit durch die Luft fahren müßte, bis er Hungers sterbe, wenn er auch auf 10 Tage Proviant mitgenommen hätte.

Der Augenarzt.

Es behauptete Jemand in einer Gesellschaft von einem anerkannt sehr theuren, aber

wenig geschickten Augenarzte, er sei dennoch unstreitig der Beste. Als ihn seine Gegner um Beweise davon bestürmten, sagte er lachend: „Das liegt ja auf der Hand. Probiert doch und schaut in einen vollen Geldbeutel, ob ihr dessen Boden sehen könnt; das ist ja unmöglich, nicht wahr? — Je nun, braucht nur den Doktor, so werden binnen 14 Tagen euere Augen den Boden des Beutels ganz deutlich erkennen."

Gut geantwortet.

Ein unreinlicher Mann, der es an mehreren Orten versucht hatte, sich das Burgerrecht zu erwerben, jedoch nirgends aufgenommen werden wollte, wurde gefragt, ob und wo er jetzt endlich Burger geworden sei? Zu „Schweinfurt", sagte er trocken.

Vor dem Essen.

Ein trockener Bissen mit Fried und Ruh
Ist besser als eine gebratene Kuh,
Wobei man hadert immer zu

Ein pfiffiger Bauer.

Um möglichst viele Neugierige zum Besuche seiner Menagerie herbeizulocken, versprach der Besitzer derselben in einem kleinen Städtchen durch öffentlichen Anschlag demjenigen 100 Thaler, welcher „in den Käfig des Löwen hineingehen würde". Lange zeigte sich Niemand bereit, das entsetzliche Wagniß zu unternehmen. Endlich kömmt ein schlichter Bauer und sagt zu dem Thierbändiger: „Mein lieber Herr, ich will mir die 100 Thaler verdienen." Das ganze Publikum giebt Zeichen des Schreckens und Entsetzens ob solch kühner und leichtfertiger That; nur der Thierbändiger lächelt höhnisch und frägt zweifelnd, ja beinahe verächtlich: „Ist's euch wirklich Ernst? Wollt ihr in der That in den Käfig des Löwen hineingehen?" — „Ja, gewiß, mein Herr", sagte ganz ruhig der Bauer. — „Nun, so kommt mit mir." — Athemlos vor Angst sieht das Publikum der weitern Entwiklung entgegen. Der Bauer wird an den Käfig geführt, in welchem der grimmige Löwe schnaubt und brüllt. — „Jetzt werde ich die Thüre des Käfigs so weit als es nöthig ist, öffnen", sagte der Löwenbesitzer, und dann geht ihr hinein." — „Ja, Halt noch ein Bischen", erwiederte der Bauer und blinzelte dabei pfiffig gegen das Publikum — „ich gehe wohl hinein, aber erst muß das wilde Beest (Thier) heraus; auf dem gedruckten Zeddel steht bloß zu lesen: wer in den Käfig geht, kriegt 100 Thaler!" — Nun allgemeiner Jubel und Gelächter im Publikum und Verblüfftheit beim Thierbändiger. Ob der pfiffige Bauer die 100 Thaler erhalten habe, oder ob er bloß das Publikum durch seinen Witz belustigen und den Bändiger beschämen wollte, wird nicht gesagt.

Kurze Chronik des amerikanischen Krieges (1863 auf 1864).

(Fortsetzung).

1863. August 24. bis Sept. 12. Fort Sumpter vor Charlestown zerstört und diese Stadt bombardirt, mit 200pfündigen Parrotsbomben, 17 Pfund Pulver Sprengladung, auf 7 englische Meilen Entfernung.

September 19. Rosenkranz mit den Bundestruppen bei Chatanooga in Tenessee vom südlichen General Bragg angegriffen. Erstere verlieren 12,000 Mann und 20 Kanonen, letztere haben ebenfalls große Verluste. Rosenkranz behauptet seine Stellung und erhaltet Verstärkung (20,000 Mann). Er wird durch Thomas ersetzt und dieser durch Grant.

Oktober 14. Der südliche General Lee geht über den Rapidan und rükt über Stafford, um den Unionsgeneral Meade anzugreifen. Dieser weicht mit der nördlichen Hauptarmee zurück und nimmt Stellung bei Warrenton.

Okt. 29. Große Befürchtungen in Washington. Neue Aushebung von Truppen.

November 9. Meade greift wieder an und rückt über den Rappahannok bis Culpepper-Court-House. Lee zieht sich über den Rappidan gegen Richmond zurück.

Nov. 20. In Tenessee, bei Knoxville, wird der nördliche General Burnside vom südlichen General Longstreet angegriffen. Viertägiges Gefecht; ohne weitern Erfolg.

Nov. 21. Meade geht mit der Hauptarmee nach vergeblichen Versuchen gegen Lee, über den Rappidan zurück — und bezieht Winterquartiere.

Nov. 25. In Tenessee wird der südliche General Bragg von General Grant angegriffen und geschlagen. Ersterer verliert 50 Kanonen und 7000 Mann Gefangene und wird verfolgt.

Dezember 7. Eröffnung des Kongresses in Washington. Botschaft des Präsidenten. Im verflossenen Jahr ein Ausgeben von 8—900 Millionen Dollars, wovon 720 Millionen aus Anleihen hergeschafft sind. Ein neues Anleihen von 450 Millionen Dollars. Im Ganzen schon 1750 Millionen Dollars Kriegsschulden des Nordens.

1864. Jenner und Hornung. Waffenruhe, mit Ausnahme kleinerer Gefechte am Missisippi, in Tenessee, Virginien und Florida. Der nördliche General Shermann macht von Vicksburg aus einen Zug gegen die Stadt Jakson (Missisippi) bis Selma in Alabama; Banks und Farragut von Neu-Orleans gegen Mobile und den Fluß hinauf; beide Expeditionen, welche einander begegnen sollten, müssen zurück, mit Verlusten.

Februar 23. und 25. Unionsgeneral Thomas an der Spitze von 35,000 Mann wird bei Dalton von Johnston (südl.) in zwei Treffen zurückgeworfen.

März 1. Der Präsident ernennt Grant zum Obergeneral.

März 10. General Kirkpatrik mit 10,000 Mann Bundesreiterei macht einen kühnen Zug über den Rappidan in den Rücken der südlichen Armee, versucht Richmond zu überrumpeln, gelangt mit einer Abtheilung bis auf eine englische Meile an die Stadt; eine andere Abtheilung unter Oberst Dahlgreen wird irre geführt und fällt in einen Hinterhalt; das Unternehmen mislingt.

März 24.—25. Der südliche General Forrest macht kühne Einfälle in Tenessee, nimmt die Städte Union-City, Paducah am Ohio und Fort Pillow am Missisippi.

April 8. Schlacht bei Sabine-Croß-Roads (Louisiana). Die Nördlichen unter Banks verlieren 4000 Mann und 20 Kanonen.

Mai 5. — 12. Furchtbare, blutige Schlachttage am Rappidan vor Richmond. Grant mit der Bundesarmee (100,000 Mann), greift am 5. die Südarmee Lee's (85,000) bei Chancellorsville an, während sein rechter Flügel unter Warrens und Sedgwiek, sein linker unter Hancok den südlichen General Lee umgehen — und Admiral Buttler mit einer Panzerschiffflotte den Jamesfluß hinauf gegen Richmond in seinem Rücken operiren soll. Lee greift selbst an und wirft die Bundestruppen zurück. Ebenso am 6. Am 7. nimmt Lee seitwärts eine stark befestigte Stellung bei Spottsylvania und die Bundesarmee ihm gegenüber. Am 8. und 9. Scharmützel.

Lee schlägt alle Angriffe zurück, aber mit großen Verlusten, und kann seinen Sieg nicht verfolgen. — Den 11. große Kanonade aus beiderseitigen Positionen. — Hancok nimmt indeß auf dem linken Flügel eine Division Südlicher gefangen und erobert 18 Kanonen. Hierauf allgemeine Schlacht. Schweres Ungewitter bricht ein, und der Kampf muß abgebrochen werden. — Den 12. letzte Gefechte.

Verluste während diesen 7 oder 8 Tagen: Auf jeder Seite 25 bis 30,000 Gefallene, und 2 bis 3000 Gefangene.

Grant bleibt unweit Lee vor Spottsylvania stehen und verstärkt sich.

Mai 18. Vergebliche Angriffe auf die Südlichen bei Petersborough.

Juni 3. Fruchtloser Angriff Grants am Rappidan.

Juni 10. Flankenmarsch der Nördlichen auf die entgegengesetzte Südseite von Richmond, an den Jamesfluß, begonnen.

Juni 19. Das südliche Kaperschiff Alabama wird vor Cherbourg von der Bundes-Panzer Fregatte „Kearsearge" angegriffen und in den Grund geuohrt. Ein Theil der Mannschaft und der Kapitän Semmes von französischen Schiffen gerettet.

Juni 21. Grants kühne Bewegung mit seiner Armee wird durch die ungeheuren Staubwolken verrathen. Die südliche Division Hills wirft sich zwischen 2 Kolonnen Grants und macht die nördliche Brigade „Briggs" (4 Regimenter) gefangen. Große Verluste des Corps von Hancok, zu welchem Briggs gehört.

Juni 24. Shermann bei seinem Angriff auf Maniette geschlagen mit Verlust.

Der südliche General Ewell von Lee zum Entsatze Lynchburgs detaschirt schlägt den nördlichen General Hunter, der es belagert.

Juni 30. Grant mit seiner Armee am James-River versucht vergeblich die Stadt Petersburg einige Meilen südlich von Richmond und die Stellungen Lee's anzugreifen. Befindet sich in mißlicher Lage wegen Lebensmittel-Mangel und Verminderung seiner Armee durch Desertion und Entlassung der ältern Soldaten, deren Dienstzeit verflossen ist.

Juni 30. Im Shenandaoh-Thal, auf dem rechten Flügel der nördlichen Armee wird das Corps unter Sigel von Breakenridge geschlagen und Sigel abgesetzt. Diese Flanke und der obere Potomak entblößt.

Juli 10—12. Lee hält sich um Richmond herum gegen Grant und sendet ein fliegendes Corps von 25 à 30,000 Mann unter Ewell gegen den Potomak. Dieses überschreitet kühn den Fluß, fällt in Maryland ein, bedroht Washington und Baltimore, schlägt die ihm in der Eile entgegengestellten Truppen der Nördlichen.

Juli 16. Die Südlichen unter Ewell ziehen sich nach einer Demonstration gegen Washington und Baltimore mit großer Beute über den Potomak nach Virginien zurück.

(Bis hier gehen die letzten Nachrichten. Die weitern wahrscheinlich wichtigen Ereignisse dieses Feldzuges muß man gewärtigen.)

Der schnellste Zug.

Zwei saßen beim Wein beisammen und giengen die Wette ein: welcher von ihnen mit dem Gelde, das sie beide zu gleichen Theilen in die Wette auf den Tisch legten, den schnellsten Zug machen könne? Da strich der Eine die ganze Summe sogleich ein und hatte (durch den schnellsten Zug) gewonnen.

Scharfe Abfertigung.

Ein eitler Mensch, der sich für ein Genie hielt, rühmte von sich selbst, er hätte Verstand für drei, und soll dafür von dem berühmten Dichter Leßing mit folgenden Worten abgefertigt worden sein: „Schade, daß Sie die beiden Andern nicht mitgebracht haben."

Schützengruß.

An das Schützenfest in Frankfurt wurde aus Berlin von einem dort angesessenen Frankfurter durch den Telegraphen folgender Gruß eingesendet:

Berlin hat zwar nichts geschunken,
Doch wird auf deutsches Schützenwohl
getrunken!

Aller Weisheit Anfang.

Der Lehrer fragte einen Knaben: „Was ist aller Weisheit Anfang?" — und erhielt zur Antwort: „Geld, denn mein Vater hat

schon oft gesagt, ohne Geld könne man nichts anfangen."

Erleuchtung.

Ein fader und einfältiger Geck sagte in einer Gesellschaft zu einer geistreichen und schönen Frau: „Wahrhaftig, Verehrteste, Sie verdunkeln Alles, was sich Ihnen naht!" — Mit einem vielsagenden Blick auf den Schwätzer antwortete die Dame: „Es wäre mir lieber, mein Herr, wenn ich Alles zu erleuchten vermöchte."

Unhöflich.

Der griechische Tonkünstler und Dichter Hipponax war sehr mißgestaltet und machte deßhalb bei dem schönen Geschlechte wenig Glück. Daher suchte er sich durch folgenden Vers an den Frauen zu rächen:

Zwei Tage sind's, daß man an Weibern Freud' erlebt,
Der, da man Hochzeit macht, der, wenn man sie begräbt.

Wir hoffen, es werden recht viele Ehemänner über diese Unhöflichkeit empört sein.

An die bösen Zungen.

Ach scheltet und schreit,
Verdammet und dräut
Doch nicht so sehr, ihr lieben Leut;
Ach, legt euch auf's Vergeben.
Denn, wüßten Alle, weit und breit,
Jedwede kleine Begebenheit,
Die sich mit uns begeben;
Es würde keinen Tugendstolz mehr geben.

Des Vaters Abschied.

Ein Vater gab seinem auf lange Zeit verreisenden Sohne folgenden schönen Spruch auf den Weg:

Seiner Allmacht Flügel
Schirme deinen Pfad;
Seiner Führung Zügel
Sei dein Will' und Rath;
Seiner Gnade Siegel
Hüte deinen Sinn;
Ueber Thal und Hügel
Zieh' im Frieden hin!

Weniger ernst und erhaben, aber nicht weniger gut gemeint waren folgende Lebensregeln, welche ein Seilermeister seinem Sohne bei dessen Abreise an's Herz legte und wozu er die Bilder und Vergleichungen dem ihm und dem Sohne so nahe liegenden Seilerhandwerke entnommen hatte:

„Mein Sohn, weiche nie ab vom Pfade der Tugend, denn nichts ist so fein gesponnen, es kommt endlich ans Licht der Sonnen und ein Galgenstrick nimmt selten ein gutes Ende. Wenn dich das Schicksal auch manchmal arg durchhechelt, so verliere nie den Faden deiner Geduld, selbst wenn alle Stricke reißen sollten; aber auch im Glücke sei nicht übermüthig und haue niemals über die Schnur! — Laß dich nicht am Narrenseile herumführen und sei immer kurz angebunden! — Halte dich fern von allen politischen Wirren, damit du nicht in arge Verwicklungen gerathest, denn sei eingedenk, daß du als Seiler rückwärts gehen mußt. Wenn dich böse Menschen umgarnen wollen, so folge ihnen nicht. — Sei stets auf Ordnung bedacht, damit alles, was du thust, am Schnürchen geht. — Und somit lebe wohl, mein lieber Sohn, und nimm meinen Segen mit und den väterlichen Wunsch, daß dein Lebensfaden sich ohne Knoten abspinnen möge!"

Natürliche Folge.

Ein Herr Weiß aus A. heirathete eine Jungfer Schwarz aus B. Ein pfiffiger Hochzeitsgast fand dieses sehr bedenklich, denn unter solchen Umständen, sagte er, müssen ja alle ihre Kinder grau auf die Welt kommen.

Der höfliche Kutscher.

Ein Reisender saß noch bei Tische. Da trat sein Kutscher in das Gastzimmer und sprach: „Jetzt bei d'Roß g'fresse, machet o dermit fertig, so chönne mer witers." —

Chorberköbi und Silberjoggi.

Geld macht reich und vornehm, aber nicht edel.

(Mit einer Abbildung.)

„Weist du was, Müeti, i gangen i Bären abe, es sy Frömdi dert, die chönne vielleicht e Führer bruche, u was i verdiene, das bringen i der" — sagte der brave Sohn einer kummerhaften Wittwe in Wiesengrund, der seines Gewerbes wegen „Chorberköbi" genannt wurde. In Schule und Unterweisung war er stets der Erste gewesen und hatte bei der gütigen Frau Pfarrerin sogar englisch gelernt. Trini, seine Schwester, saß unverdrossen an ihrem Spinnrade und trug Strange um Strange zur Bärenwirthin, die ihr das Gespinnst ungefragt abnahm und großmüthig bezahlte. Als Köbi vom Wirthe den Fremden, die am Frühstücke auf der Laube saßen, zum Führer empfohlen wurde, kreischte der ältere Herr oben am Tische unwillig sein „No! no!" aus vollgestopftem Munde und ein junger Herr neben einer feinen Dame sagte patzig: „Keine Zudringlichkeiten! Wir werden den Weg über das Gebirg schon finden." Es war eine amerikanische Familie, Vater, zwei Töchtern und der Bräutigam der Aeltern. Miß Mary, die jüngere, schien jedoch die Situation anders aufzufassen, als sie den frischen Lockenkopf Chorberköbis mit den himmelblauen Augen und dessen kräftige Jugendgestalt neben der Thüre gewahr wurde, und suchte den Papa mit Schmeichelworten auf eine andere Meinung zu bringen, allein dieser winkte ihr knurrend mit dem Ellenbogen ab und fuhr fort, an seiner Cotelette zu nagen. Da zog sich unser Chorberköbi mit einem dankenden Blick nach der schönen Fürbitterin bescheiden zurück. Er hatte jedes Wort verstanden und auch schon seinen Entschluß gefaßt.

Mstr. Astloch aus Boston war gesättigt und blies zum Aufbruch. Da setzte sich der kleine Zug in Bewegung, trotz einiger wohlgemeinter Warnungen des Herrn Bärenwirthes. Miß Mary war es sonderbar zu Muthe, als müßte sie heute noch ein Ereigniß erleben. Nachdem die Gesellschaft etwa 2 Stunden gestiegen war, befand sie sich auf einer weiten menschenleeren Alp, ohne jegliche Spur eines Weges. Mstr. Astloch hatte sich, trotz Reisebuch und Taschencompaß, ganz ordinär verirrt. Es war zum Verschmachten schwül. Bald kamen dichtes Gestrüpp, Sumpfstellen und Windfälle, man stieß auf Felsen und fand noch immer keinen Weg. Es ward dunkler und in den schwarzen Wolken grollte es unaufhörlich. Auf einmal zuckte es und schreckliche Donnerschläge machten die Erde erbeben, worauf sich unter fortrollendem Echo alle Schleußen des Himmels zu öffnen schienen. „Fort, fort, schrie der junge Herr, abwärts! menschlichen Wohnungen zu!" — Allein der Wald wurde immer wilder, der Sturm zerriß das schützende Laubdach, der Wolkenbruch drang vollends durch, der Boden wurde immer schlüpfriger. Alles Rufen verhallte ungehört in dem to-

benden Lärm der Elemente. Da standen die Verlassenen rath- und hülflos. Verzweiflung erfaßte sie und Mary war einer Ohnmacht nahe. Nun erschien plötzlich eine Gestalt, faßte Mary um den Leib, hob sie ungefragt auf die Arme, trug sie mit dem Rufe auf Englisch: „Mir nach Mister, um Gotteswillen, sonst sind Sie verloren!" in ein paar Sätzen durch die beginnende Strömung des Waldwassers waldeinwärts, und stellte sie erst ab, als sie auf der andern Seite vor dem Walde auf einem freien Platze angelangt waren. Es war Chorberköbi, der sie alle gerettet. — „Au! au! Sie sind ja unser rettender Engel — wer sind Sie? — Ju spik Inglisch? — Wo sind wir?" — fragte der alte Herr in einem Athemzug, noch zitternd von der ausgestandenen Todesangst, und schüttelte Köbi treuherzig die Hand. Dieser aber nahm sogleich seine schöne Bürde wieder auf den Arm und trug sie, rasch vorwärts eilend, den Berg hinab, indem er zurück rief: „Auf der Lammerfluh heißt's hier oben, aber kommt, unten stehen die Pferde mit der Dienerschaft, in einer halben Stunde sind wir im Schechenbach in Ihrem Nachtquartier!" Mit großer Umsicht hatte nemlich Köbi, der das Gewitter vorausgesehen und das Irrgehen der führerlosen Fremden geahnt, seine Maßregeln getroffen und sie dann im Lammerwalde selbst aufgesucht, wo er die Gefahr bei Gewittern kannte. Als die Gesellschaft sich umgekleidet und im Salon zum Thee versammelt hatte, sagte Mstr. Astloch gleich beim Eintreten: „Au! au! — wo ist unser junge Salvator, der so verständlich englisch spricht?" — Köbi war nicht weit und wurde sogleich von der ganzen Familie mit Dank und Lob überschüttet. Dann fragte ihn der alte Herr nach Namen und Verhältnissen, und als er von seiner armen Mutter sprach, sagte Mary mit gar gewinnenden Blicken, er solle bei ihnen bleiben, er könne von Amerika aus besser für sie sorgen, als hier, und Mstr. Astloch zog ein gewichtiges Röllelein aus der Tasche hervor mit den Worten: „Du hast für unser Leben und unsere Gesundheit gesorgt, ich sorge fortan für das Deine und für die Deinigen. Du bist ein braver und entschloßener Bursche, der zu uns paßt, bring das deiner Mutter. Von Boston aus sorgen wir weiter. Morgen früh um 6 Uhr bist du wieder hier, dann nehme ich dich mit." — Wie froh war Chorberköbi! — Vom andern Tage an war er aus der Gegend verschwunden. Seine Mutter erhielt regelmäßig ihre Wechsel durch den Herrn Pfarrer von Wiesengrund, bis an ihren Tod, der nach 7 Jahren erfolgte, worauf sich Trini mit dem, was der wackere Geistliche davon für sie in die Sparkasse gelegt, verheirathete und fortan eine bescheidene Existenz genoß und einen wackern Sohn erziehen konnte.

Viele Jahre nach diesen Begebenheiten hauste auf der Lammerfluh ein gar sonderbarer Kautz. Kein Mensch wußte, woher er war, außer der Gerichtschreiber, der ein großes Geheimniß daraus machte. Der ganze Lammerwald mit weit mehr als hundert Morgen Land gehörte ihm und an der Stelle, wo Chorberköbi einst die junge Amerikanerin vor dem Walde abgestellt, hatte er ein stattliches Haus mit Scheune und Stallungen bauen lassen und alles in blankem Silber ausbezahlt. Darum sagte man ihm „Silberjoggi", denn er schrieb sich Jak, was auf amerikanisch Jakob heißt. Und er hörte den Namen gern, denn er war von einem

stinkenden Geldstolze und verachtete die Armuth. Auch war er jähzornig und griff dann nach allem, was hauen oder stechen konnte, so daß er manchen Schaden mit seinen Dollars, wie er die Fünffränkler nannte, pflastern mußte, stand aber daneben seines Reichthums wegen in großem Ansehen.

Meyi, seine einzige Tochter, galt für stolz, weil sie sich nirgends zeigte, außer mit ihrem Vater und mit diesem nichts als Englisch sprach. Auch hieß es, weil sie nicht heirathete, es sei ihr keiner „gut genug". Sie war das „suberste Meitschi" in der ganzen Gegend, aber die Hebamme behauptete steif und fest, sie sei nicht „Silberjoggi's"— sondern von einem ganz andern „Schlag", etwa wie unsere „Gegenfüßler". Am liebsten war sie allein im Lammerwald oben, wo sie sich mit ihrem Buche stundenlang aufhielt. Eines Abends nahm sie ihr Vater auf sein Zimmer und sagte mit strenger Stimme: „Mary! Seit 5 Jahren hast Du Jeden ausgeschlagen, der dir durch mich seine Hand anbieten ließ — die vornehmsten und reichsten Söhne der ganzen Gegend. — Du gehst nun ins 23ste und unter die Haube must du mir, das schwör' ich dir. Morgen kommen des Statthalters von Schechenbach auf „Gschaui" für ihren Sohn, ein stattlicher Bursche, und da rathe ich dir, vernünftig zu sein! Aus dem da oben im Walde, wenn du dein Buch mitnimmst, wird nichts, merke dir das! ja Miß Mary! dem Hansli, dem Bettelbuben von Wiesengrund — wahr dich! wahr dich! sonst muß Er mir's entgelten, so wahr ich Jak von der Lammerfluh bin und Silberjoggi genannt werde!" — Darauf stürmte er mit einem drohenden Blicke fort und das arme Meyi schlich mit gebrochenem Herzen auf sein Zimmer. — Des andern Tages machte die vornehme Frau Statthalterin große Augen, als Meyi mit verstörter Miene und verweinten Augen ins Wohnzimmer trat, um die Gäste zu empfangen, und nahm das zukünftige „Söhniswyb" scharf aufs Korn. Der Statthalter aber kümmerte sich wenig um des „Meitschi's Gesicht", hatte er doch die Sache mit dem Vater im Reinen. — Da verlangte aber die Frau, mit Meyi allein zu sein, um „ungschinirt" mit ihr reden zu können. In Meyi's Zimmer abgesessen, sagte sie nun in freundlichem Tone zu ihr: „Los Meyi, häb Guraschi zu mer, i meines gut mit der. Lueg, so recht de mer wärist, es muß nit sy, wenn Du ne nit wotsch, är findt angeri gnug. Aber i gsehs wohl, Du hest öppis ufem Herze — säg mir's, wer isch es? Lueg, i wott dir notti helfe, wenn de scho nit mis Söhniswyb wirst — sell sägen i der, häb Vertraue." — So wußte die wackere Frau nach und nach Meyi zu gewinnen und bekam endlich die ganze heimliche Liebschaft mit dem Hansli von Wiesengrund, der dort Dorfkäser und allgemein geachtet war, heraus, und auch ihres harten Vaters Unerbittlichkeit in dieser Sache. „So isch d's Mannevolch!" seufzte die Statthalterin, „aber euch Zweue muß g'hulfe werde, das versprichen i der, aber jetz chum Meyi, mer müssen is wieder zeigen." — Als sie erschienen, schnauzte der Statthalter, der unterdessen dem Silberjoggi bei einer Flasche Guten tapfer Bescheid gethan, sie mit den Worten an: „Nu, heiter's jitz usgmacht mit enangere? Ihr schießige Meisterchatze z'säme." — „He ja!" schnellte seine Frau zurück, „usgmacht hätte mer's, — aber daß nüt drus wird, das heimer z'sämen usgmacht. Lüpf di jitz nume, mir hei jitz nüt meh z'thüe da obe. D's Meyi söll mer nit zwunge werde,

d's Ghürathet si währet z'lang. — Bringets denn öppen süsch i einisch — Herr Jak von der Lammerfluh! — u wenn der de wieder e Tochterma bigährit, so fragit es angers Mal oh d'Hauptperson, was sie seit derzu, gäb der en angsecheni Familie vergebes da ufe sprengit, wie „üsereis". Mer si hie nit z'Brasilie bi de Schwarze, wo me verhandlet wird wie nen angeri Waar, was me seyt — das ist mi Brise, wo ig ech offerire — nüt für ungut." Hiemit stolzirte sie voran zum Zimmer hinaus, Meyi noch freundlich die Hand reichend. Verblüfft folgte der Statthalter nach, und fort schetterte das Wägelein mit dem grollenden Brautgschaui-Paar den Berg hinab. — Nach mehrern traurig verlebten Wochen erhielt Meyi eines Morgens eine heimliche Meldung von ihrem Hansli: er habe wichtige Nachrichten von der Statthalterin, und da sich Silberjoggi (wie sie glaubte) wieder einmal aus Hausverdruß beim Freund Ochsenwirth in Schechenbach festgetrunken hatte, so wagte sie den Gang nach dem Lammerwalde auf den Abend. Dort saß nun Meyi wieder einmal auf ihrem alten Plätzchen, dicht vor einer tiefen Erdschlucht, welche nur im äußersten Nothfall durch einen gewagten Sprung überschritten werden konnte, und klagte Hansli ihre Noth. Dieser aber sagte ihr tröstend, wie ihn die Statthalterin habe rufen lassen und ihm berichtet habe, „ihr Mann hätte bei der Untersuchung des Nachlasses des jüngst verstorbenen Gerichtsschreibers alles gefunden über Meyi's Vater, nebst dem Testamente ihres Großvaters aus Boston, und Silberjoggi's ganzes Vermögen gehöre nicht ihm, sondern ihr, dem Meyi, er sei jener Chorberköbi gewesen, der vor mehr als 30 Jahren hier oben die reiche Amerikanerin aus dem Wetter errettete, und habe sie dann drüben zur Frau bekommen, darauf sei sie im ersten Kindbett mit ihm, dem Meyi, niedergekommen, aber schon nach einigen Tagen gestorben und bald hernach ihr Vater auch, dann habe ihn das Heimweh wieder ins Land getrieben, und seine — des Hansli's — Mutter sei seine Schwester. Nun solle alles noch gut kommen, habe die Statthalterin geschworen — und —" Da stieß Meyi einen fürchterlichen Schrei aus, riß Hansli mit fast übermenschlicher Kraft vom Sitze empor und mit dem Rufe: „flieh, flieh! der Vater! der Vater!" sank sie wie todt nieder. Als Hansli aus dem Gebüsche war, sah er kaum zehn Schritte hinter sich den Silberjoggi mit einer geschwungenen Axt und blutdürstigen Blicken auf sich losstürmen, und wollte sich der Schlucht nach, waldaufwärts, wo sie sich verengte, vor ihm retten, sah sich aber durch einen Seitensprung Joggi's auf einmal abgeschnitten, so daß ihm nichts übrig blieb, als den Satz über die Schlucht zu wagen. Er gelang glücklich, allein gleichzeitig sauste Joggi's Axt so nahe über Hansli's Kopf jenseits in den Boden hinein, daß dieser für gut fand, auch von dort aus sogleich das Weite zu suchen. Da hörte er Meyi jämmerlich um Hülfe rufen. Rasch kehrte er wieder um und sah Meyi jenseits ganz allein an der Schlucht stehen, immer mit heftigen Geberden nach derselben hinwinken, und hörte sie schreien: „der Vater, der Vater! rett'ne, rett'ne, um Gottes Barmherzigkeit wille!" — Da hieng der Wütherich, der den Sprung nach ihm verfehlt hatte, zwischen Himmel und Abgrund, nur noch die äußersten Grasbüschel krampfhaft mit den Fingern umklammernd und angstvoll nach Meyi schreiend, die ihm nicht helfen konnte. Hansli aber, nur an diese

Chorberköbi und Silberfoggi.

denkend, eilte schnell herbei, kroch auf dem Bauche bis an den Rand, streckte Joggi erst die Axt entgegen, die dieser rasch erschnappte, zog ihn an derselben sorgfältig zu sich herauf, bis er ihn mit der Hand erfassen und vollends auf festen Boden ziehen konnte. Unterdessen war Meyi auf dem kurzen Umwege auch herbeigeeilt und fiel dem vor Todesangst noch ganz betäubten Vater um den Hals. Als dieser endlich wieder zu sich kam, fieng er an zu weinen wie ein Kind und jammerte in einem fort: „O Mary! Mary! verzeih mir, vergieb mir! ich habe ihn dir ermorden wollen, dir, meinem einzigen geliebten Kind! und er hat mir das Leben gerettet! Oh, oh, Mary, Mary!" — Dann ergriff er hastig die Axt, schleuderte sie weit von sich in die Schlucht hinunter, stand auf, reichte Hansli zitternd die Hand und sagte zu ihm: „Da nimm meine Mary, du bist reicher und vornehmer als ich, denn du hast noch ein edles Herz, wie ich es früher auch hatte, — oh das Geld, das Geld! — aber es muß wieder anders kommen. Jetzt hole deine Mutter, meine Schwester Trini — o Himmel! und du Mary gehst mit ihm. Wir wollen fortan noch frohe Tage zusammen verleben und ich will alles, alles wieder gut machen." — Silberjoggi hielt Wort. Wenige Wochen darauf war die Hochzeit. Trini war die Brautmutter, die Statthalterin Ehrengast und der wieder zum Chorberköbi bekehrte alte Silberjoggi hatte alle Ursache, dem Himmel für diese letzte Wendung seines Schicksals und seines Herzens zu danken.

Naive, aber passende Antwort.

Ein eitler Mensch kaufte sich einen Strohhut nach neuester Form, freute sich des neuen Modestückes und fragte seinen Bedienten: „Nun, Joseph, was sagst du? Wie steht mir der Strohhut?" — „O, ganz prächtig," antwortete der Diener, — „ganz als wenn er Ihnen aus dem Kopfe herausgewachsen wäre."

Ein sonderbares Mädchen.

Unter der Leitung eines alten Vorstehers machte ein Mädchen-Erziehungsinstitut eine Reise in's Berner-Oberland. Auf dem Dampfschiffe erhielt diese zahlreiche Gesellschaft eine Preisvergünstigung und ein Gesammtbillet für 22 Mädchen. Beim Aussteigen aus dem Schiffe und der Abgabe des Billets zählt der Schiffskapitän die Mädchen und bemerkt dem Vorsteher: „ich zähle aber nur 21, nicht 22 Mädchen." — „Ja wissen Sie, Herr Capitän, ich bin auch dabei", war die naive Antwort. — „Nun, so passiren Sie als zweiundzwanzigstes Mädchen", sagte der Capitän lachend zu dem alten Herrn.

Schneller Trost.

Ein Herr, tief ergriffen von dem Schmerze eines liebenswürdigen Mädchens, das seinen verstorbenen Bräutigam beweinte, sprach zu ihr:

Wer solchen Schmerz an einem Grabe
Des früh verblich'nen Bräut'gams sah,
Der glaubte wieder neu an Treue,
Die selbst noch über'm Grabe blüht,
Und sanft, als wie des Himmels Bläue,
Das Erdenleben überzieht.
Dies Schluchzen, Jammern, Händeringen,
Das war der Liebe wahrer Schmerz!
O, könnte es auch mir gelingen,
Ein solches Mädchen an mein Herz
Und dann als Weib an mich zu binden!

Schon halb getröstet entgegnete das Mädchen:

Sind Sie noch ledig, junger Herr,
Und lassen Sie mich Tröstung finden?
Getheilter Schmerz ist halb so schwer.

Ein Gegenstück.

Sein drittes Weib verlor Crispin.
Der Himmel, sprach er, nahm sie hin;
Man muß im Unglück nicht verzagen,
Drum will ich es noch einmal wagen.

Abschied.

Einem baumlangen Rekruten, der eben keine regelrechte und kerzengerade Haltung hatte, herrschte ein vornehmes, aber ganz kleines Lieutenantchen barsch und unfreundlich zu: „G'rad steh'n — Kopf in die Höh'!" Da sagte der Rekrut: „Na denn, Adie, ich muß von Ihnen Abschied nehmen; denn nun sehe ich Sie nicht mehr, Herr Leutnant."

Verführerische Ankündigung.

Ein Lebkuchenhändler empfahl um Weihnachten den vorbeigehenden Jungfrauen seine Lebkuchenmänner mit folgendem Verse:

Hieher, ihr schönen Jungfern,
Wenden Sie ein Fränklein d'ran,
So kriegen Sie, was Sie suchen,
Den allersüßesten Mann!
Der wird sich treu beweisen
In seinem Lebenslauf,
Und haben Sie ihn satt, so speisen
Sie ihn vor Liebe auf!

Gut abgefertigt.

Um sich über einen gelehrten Mathematiker lustig zu machen, fragte ihn ein übermüthiges Bürschchen: „Wenn vier Kälber 360 Pfund wiegen, wie viel wiegt ein großer Ochse?" — Der naseweise Frager erhielt von dem Gelehrten die Antwort: „Stellen Sie sich auf eine Waage, dann will ich es Ihnen ganz genau sagen."

Kluge Abwehr.

In einer Schule schrieb ein ungezogener Bube auf die große Wandtafel: „Unser Schreiblehrer ist ein Esel." — Der Schreiblehrer erscheint und liest die grobe Beleidigung. Anstatt aber eine lange und schwierige Untersuchung anzuheben, bei welcher er vielleicht den Uebelthäter doch nicht entdeckt hätte und anstatt die Worte auszulöschen, ergreift er die Kreide und schreibt einfach hinter das Wort „Esel" hinzu: „-Treiber."

Die natürliche Liebesflamme.

Ein feuerrothhaariger Jüngling hatte sich eine ebenfalls rothhaarige Geliebte auserwählt. Von Zärtlichkeit überströmend schrieb er an sie: „Mögen unsre beidseitigen Flammen erst in unserm hohen Alter erlöschen!"

Aus der Schule.

Im Sprachunterrichte sagte der Lehrer zu dem Sohne eines Bierbrauers: „Jakob, nenne mir ein Wort in der Einheit und hernach das gleiche Wort in der Mehrheit." Nach einigem Besinnen antwortete Jakob: „Bier" — „Doppelbier".

Rechnungsexempel.

Lehrer: „Sage mir, Fritzli, wenn deine Mutter fünf Aepfel auf einen Teller legt, und du drei davon issest, wie viele bleiben dann noch auf dem Teller?"

Fritzli: Es blibe g'wüß keini über; i isse sie alli z'sämme."

Ein merkwürdiges Haus.

Jemand wollte ein Haus verkaufen und brachte zu seiner Empfehlung in der öffentlichen Verkaufsanzeige unter anderm auch folgendes an: „Das erste Stockwerk enthält sechs durcheinanderlaufende Zimmer und das Haus hat den ganzen Tag die Mittagssonne."

Sonderbare Damenhandschuhe.

Ein Handschuhmacher kündigte seine Waare folgendermaßen an: „J. J. hat ein vollständiges Lager von feinen Handschuhen, für Herren das Paar zu 2 Fr. 50, für Damen ohne Finger zu Fr. 1 und für Damen mit Fingern Fr. 2.

Die Rettung.

In England verglich ein Pfarrer in seiner Predigt die arge und sündhafte Welt mit einem Schiffe, das schnurstraks der Hölle entgegensegle. „Mein Gott!" sagte ganz treuherzig ein in der Kirche anwesender Matrose, „man soll doch nur schnell das große Rettungsboot hinunterlassen, so kann man wenigstens die Mannschaft retten."

Aerztlicher Rath.

Ein ungeduldiger Kranker klagte seinem Arzte, er könne nicht mehr liegen. „Nun, dann müssen Sie sitzen," sagte der Arzt.

Kranker: „Ich kann aber auch nicht sitzen."

Arzt: Nun, so stehen Sie."

Kranker: „Auch stehen kann ich nicht mehr."

Arzt: „Wenn Sie weder liegen, noch sitzen, noch stehen können, dann bleibt nur noch Eines übrig: hängen Sie sich."

Stini, Mimi und Trini, oder die Erbschleicherin.

(Mit einer Abbildung.)

Stini war die älteste Tochter des reichen Fabrikanten Kammüller in Niederriedern, der längst schon gestorben war, als diese Geschichte begegnete. Sie war schön und gut und hatte daher schon früh einen Mann gefunden, starb aber auch bald und hinterließ einen einzigen Sohn, Namens Hektor. Mimi ihre Schwester war eben so gut, aber gar nicht hübsch und wollte darum nicht heirathen, denn sie glaubte von Jedem, er werbe nur um ihr Geld. Als aber ihr Schwager das schöne Erbtheil Stini's durchgebracht und — was sie einzig schmerzte — sammt ihrem Lieblinge, dem kleinen Hektor, als er etwa 12 Jahre alt war, verschwunden und trotz aller Nachfragen verschollen war, nahm sie ihr Freneli, eine Waise, die sie aufgenommen, an Kindesstatt an und ließ ihr eine vortreffliche Erziehung geben. Trini, die jüngste der drei Erbinnen, war weder gut noch hübsch, sondern ein häßlicher Geizkragen, darum blieb sie sitzen, trotz ihres Reichthums. — Mimi war das älterliche Säßhaus in Niederriedern zugefallen, wo sie auch, ihres hülfreichen Sinnes wegen, von Jedermann hochgeschätzt war, während Trini ihrer zänkischen Knauserei wegen nirgends gelitten wurde; nur mit der Schwester Mimi hielt sie Frieden, was übrigens auch keine Kunst war. Da vertraute ihr diese einst an, daß sie ein Testament gemacht habe zu Gunsten ihres Freneli's und hatte die Unbesonnenheit, Trini sogar den Ort seiner Verwahrung zu nennen. Freneli war seither zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen und entsprach ganz den Hoffnungen

ihrer Pflegemutter, die sie „Tante Mimi" nennen durfte und die sie mit der vollen Dankbarkeit eines vortrefflichen Charakters auf den Händen trug, was ihr auch die ungetheilte Gewogenheit Aller, die sie kannten, zuzog. Als daher Tante Mimi, zu ihrem Herzeleid, einmal sehr rasch erkrankte und trotz aller Pflege das Zeitliche segnete, kamen Leidklagende von nah und fern, die Freneli zur Condolation auch gleichzeitig die aufrichtigste Gratulation zu dem schönen Erbe abstatteten; nur Tante Trini sagte kein Wort davon. — Und wie erstaunte alles, als Freneli erklärte, sie wisse nichts von einem Testamente, und auch der Notar bezeugte, er habe keines ausfindig machen können. — Jedermann war ungläubig und Viele äußerten laut, „das sei nicht mit rechten Dingen zugegangen." Allein das half alles nichts. Nach wenigen Wochen war Trini in ihrem älterlichen Säßhause dick und breit eingesessen, und das arme Freneli war auf der Gasse. Das beugte Freneli aber nicht, sie miethete sich bei den Gärtnerleuten ihrer Pflegemutter ein, die von derselben bei ihren Lebzeiten ein ganz nettes „Heimetli" erhalten hatten, aus dem sie ungesorgt leben konnten, und machte bekannt, daß sie Jugendunterricht in Sprachen und Handarbeiten zu geben bereit sei. Der Mamsell Trini brachte ihre Erbschaft aber auch keine Rosen. Vorerst legte das Amt Beschlag auf dessen Hälfte, zu Gunsten Hektors, der gesetzlich noch lange nicht verschollen sei. Dann fieng es im alten Säßhause nächtlicher Weile so heillos an zu spucken, daß Trini von einem Zimmer in das andere und zuletzt sogar aus dem Hause heraus in das Stöckli flüchten mußte. Als sich endlich auf ihre Anzeigen die Polizei darein legen wollte, und einen Posten in der Seligen Zimmer beorderte, flohen die Tapfern um Mitternacht, staubaus und deponirten Morgens beim Rapport: „Sie hätten leibhaftig die verstorbene Jungfer Kammüller im Leichentuch auf sie zukommen sehen, nur mit eingefallenen Wangen und ganz hohlen Augen, wie von einem Todtenkopfe."

Wenige Wochen später trat eines Abends ein stattlicher junger Fremder in das Zimmer des alten Gärtnerpäärchens, bei dem wie gewohnt auch Freneli saß und arbeitete. Er grüßte des Gärtners sogleich freundlich und betrachtete dann eine Weile schweigend auch das Freneli. Alles schwieg, nur die Augen schienen sich gegenseitig, eins im anderen suchend, orientiren zu wollen. Endlich streckte der Fremde Freneli die Hand entgegen mit den Worten: „Freneli, kennst du di alte Vakanz-Ritter nümme meh, wo di so lieb gha het?" Da erscholl es wie aus Einem Munde, „Hektor! Hektor!" und nun gab es eine der prächtigsten Erkennungsscenen, welcher bald auch der Austausch aller seitherigen Erlebnisse folgte. Hektor war mit seinem Vater nach Australien gereist, wo er die Handlung erlernt und zum praktischen Manne herangereift war. Nun wollte er hier mit dem Bischen, was er erworben ein bescheidenes Geschäft anfangen. Der alte Gärtner erzählte ihm nun auch seinerseits, was seither hier vorgegangen sei, wobei er aber weder des Testaments noch der Spuckgeschichte erwähnte. Des andern Morgens hatte jedoch Hektor bei seinen ersten Besuchen den sonderbaren Gespensterspuck vernommen. „Da steckt ein Testament zu Gunsten Freneli's dahinter," sagte er zu sich selber, „das die saubere Tante Trini unterschlagen hat. Theile ich nun mit ihr darum unbekümmert die Erbschaft, so werde ich meines Lebens niemals froh. Bringe ich hingegen das Testament an das

Tageslicht, so wird Freneli steinreich, was ich ihr zwar wohl gönne, aber dann bleibe ich ein armer Teufel und Tante Trini kömmt ins Zuchthaus! Und daraus wird nix! Da muß uns allen dreien geholfen werden." — Darum verfügte er sich sogleich nach Tisch zur Tante Trini, ward von ihr zum Verwundern gut empfangen und sogleich mit der Gratulation für die Miterbschaft begrüßt, dann aber auch mit Klagen überschüttet, daß es einen Stein hätte erbarmen können, worauf er ihr versprach, noch heute Nacht dem ganzen Geisterspuck gründlich auf die Spur zu kommen. Zu diesem Zwecke verfügte sich Hektor gegen 10 Uhr, jedoch mit Revolver und Matrosenmesser versehen, in das Zimmer der Tante Mimi sel., und harrte bei einem Buche der Dinge, die da kommen werden. Mit dem Schlag Mitternacht begann es sich auch wirklich hinter den Gardinen des Bettes zu rühren. Noch that er, als merkte er nichts und schielte nur verstohlen über sein Buch weg nach der Richtung hin. Da giengen die Gardinen auf, eine Leiche mit einem Todtenkopfe in einer Frauenhaube erhob sich langsam und kam endlich, in ein Leichentuch gehüllt, auf ihn zu. Nun griff er unwillkürlich nach dem Revolver, worauf die Gestalt zu zucken schien und ihm mit flehenden Geberden zu einem Porträte der Tante Mimi hinwinkte. Dabei kam aber seine so hübsche runde Hand aus dem Leichentuche hervor, daß Hektor sogleich aufsprang, sie faßte und scherzend sagte: „Ei, ei, Tante Mimi, so hohle Augen und eine so volle, warme Hand! wie reimt sich das? womit kann ich dienen, mein schönes junges Geistchen?" — Da flog ihm das Leichentuch über die Augen, die Hand riß sich los und als er wieder frei war, war auch die Gestalt verschwunden, so daß er ganz verblüfft da stand und bald dennoch an etwas Unnatürliches geglaubt hätte, wenn nicht gleichzeitig das helle Lachen des alten Gärtners hinter ihm erschallt wäre, der auch wirklich und leibhaftig im Zimmer stand. „Was zum Teufel treibt ihr denn da für einen Spuck?" fuhr Hektor nun den Gärtner an. Allein dieser erklärte ihm ganz einfach, daß er die Existenz eines Testaments seiner ehemaligen Herrin zu Gunsten Freneli's als gewesener Zeuge eidlich beschwören könne und werde, wenn er dazu gezwungen würde, er und Freneli haben bis jetzt nur den Namen der Familie schonen wollen und darum diesen Spuck erfunden, um die Jungfer Trini durch Schrecken auf andere Gedanken zu bringen. Das Büchergestell da habe eine verschiebbare Seitenwand, die durch den Alkofen des Bettes mit dem Gange in Verbindung stehe. An Hektor sei es nun, ihnen zu helfen, wenn er Freneli's Hand und Herz, mit sammt ihrer Erbschaft gewinnen wolle, sonst mache er gerichtliche Anzeige. — Des andern Morgens fand man Hektor krank und verwirrt im Bett der Verstorbenen. Sogleich kam Trini im äußersten Schrecken herüber, konnte aber nichts aus ihm herausbringen. Drei volle Tage lang verblieb er in diesem Zustande und nahm weder Speise noch Trank an. Im Geheimen aber brachte ihm der Gärtner alles, was er brauchte, denn es fehlte ihm nicht das Mindeste. Endlich erzählte er der geängstigten Tante, noch schwach, wie er war, die erschrecklichen Erlebnisse jener Nacht: daß ihm Tante Mimi selig wirklich leibhaftig erschienen sei, ihm eine beglaubigte Abschrift ihres wirklichen Testamentes zu Gunsten Freneli's gezeigt, und den Ort, wo es noch stecke, gewiesen habe, und daß er ihr habe schwören

Die Erbschleicherin.

müssen, davon Gebrauch zu machen, wenn sie, Tante Trini, das Original nicht gutwillig herausgeben wolle. Einer gerichtlichen Untersuchung, mit Eid-Zuschiebung, könne sie alsdann nicht entgehen und da sie und er nun jedenfalls um die Erbschaft erfroren seien, so habe sie nichts besseres zu thun, als ihm das Original auszuliefern und eine Rente von 3000 Fr. zu sichern, damit er denn doch leben könne, alsdann wolle er aussagen, er habe das Originaltestament in der Tante Mimi's sel. großer Bibel gefunden. Wolle sie aber nicht, so lasse er die Copie erscheinen und dann sei sie verloren. Das setzte nun erst einen harten Kampf ab, zog aber endlich doch, und die Herausgabe des Originaltestamentes, das dieser hartgesottene Geizkragen wirklich entwendet hatte, nebst der Rentenverschreibung erfolgte Tags darauf in aller Form und Gültigkeit. Wer triumphirte mehr als die vier Leutchen in des alten Gärtners Zimmer! — Vier Wochen hernach läutete es in Niederriedern mit allen Glocken zu einer glänzenden Hochzeit. Die glückliche Braut war die allbeliebte, nun reiche Erbin, Freneli, und der beneidete Bräutigam unser wackere Hektor. Als Tante Trini, die wieder fortgezogen war, davon hörte, brachte sie es mit manchem andern Gerede zusammen und kochte sich daraus den gegründeten Verdacht, ganz simpelhaft geprellt worden zu sein, woran sie auch über kurz einem hitzigen Gallenfieber erlag. So endete die Erbschleicherin. Hektor und sein Freneli dagegen genossen ihr wohlerworbenes Eigenthum noch lange mit den alten Gärtnerleuten in Glück und Frieden und leben noch heut zu Tage in Ehr und Ansehen.

Aufschneidereien.

In einer Gesellschaft erzählte Einer: „Am letzten Jahrmarkt in Chaux-de-Fonds habe ein Dieb eine goldene Repetiruhr gestohlen und sie, um nicht entdeckt zu werden, sogleich verschluckt. Des Diebstahls verdächtig auf die Polizei geführt, habe er zu keinem Geständniß gebracht werden können. Endlich habe ihn der Untersuchungsrichter rücklings auf eine Bank legen lassen und ihn in der Magengegend sorgfältig betastet. Als er so an ihm herumgedrückt, habe auf einmal die Uhr im Magen repetirt und der Diebstahl sei entdeckt gewesen."

Um den Aufschneider zu beschämen, erzählte ein zufällig anwesender Reisender, der sich längere Zeit in Ostindien aufgehalten hatte: „in Kalkutta sei es das ganze Jahr hindurch so heiß, daß dort die Hühner lauter hart gesottene Eier legen."

Kein Geld, — also gar Nichts!

Lisi hat eine Gestalt zum Entzücken,
Lisi hat himmlische Glut in den Blicken,
Lisi hat Zähne wie Elfenbein,
Lisi hat Füßchen gar zierlich und fein,
Lisi hat eine ganz schneeweiße Hand,
Lisi ist brav, hat Witz und Verstand,
Lisi hat alles, was schön auf der Welt,
Lisi hat aber, ach leider! — kein Geld,
D'rum ist es auch jammerschad in der That,
Daß Lisi, die Arme, auch gar nichts hat.

Dünkler als dunkel.

Ein schlechter Redner hielt eine lange Rede, wurde aber des Stoffes nicht Meister; seine Rede wurde immer konfuser. Da meinte ein Witzbold:

Er machte dunkel, was da klar
Und dünkler noch, was dunkel war.

Krieg in Schleswig-Holstein gegen Dänemark.

1863. Dez. 23. Ein Corps deutscher Bundestruppen — Sachsen und Hannoveraner — unter General von Hake rückt in Holstein und am 31. Dez. in die Haupt-Festung Rendsburg an der Eider ein, zu Vollziehung des Beschlusses des deutschen Bundestags, die Dänen zu Erfüllung der Verträge und ihrer Verpflichtungen gegen die Herzogthümer anzuhalten. Ein dazu gehöriges österreichisches Corps sammelt sich in und um Hamburg, ein preußisches bei Lübek.

Dez. 24.—30. Die Dänen ziehen von Altona ab und aus ganz Holstein weg.

Dez. 30. Der Prätendent auf die Erbfolge als Herzog von Schleswig-Holstein, Prinz Friedrich von Augustenburg, kommt nach Holstein, zieht in Kiel ein und empfängt die Huldigungen und Deputationen seiner neuen deutschen Unterthanen, wird aber von den deutschen Großmächten noch nicht anerkannt.

1864. Jenner 16. Oesterreich und Preußen geben durch ihre Gesandten in Kopenhagen der dänischen Regierung (Christian IX.) ihre letzte Aufforderung (Ultimatum) ab und die Gesandten verreisen.

Februar 1. Oesterreicher unter General v. Gablenz und die Preußen unter Prinz Friedrich Karl, diese vereinte Macht unter dem 82 Jahre alten Feldmarschall von Wrangel, rücken in und zu beiden Seiten von Rendsburg über die Eider in Schleswig ein, vertreiben die dänische Nachhut, die Preußen nehmen Eckernförde und nähern sich der Schley. Die Oesterreicher aber dringen auf der direkten Straße gegen die Düppeler Schanzen und die Stadt Schleswig vor.

Febr. 2. Prinz Friedrich Karl greift mit seinem preußischen Armeekorps und 74 gezogenen Kanonen die Dänen im Brückenkopf von Missunde vor der Schley an, muß sich aber mit Verlust zurückziehen.

Febr. 3. Die österreich. Brigaden Gondrecourt und Nostiz erstürmen die Stellungen der Dänen bei Jagel, Oberfelk und am 4. Febr. den Königsberg.

Die Dänen müssen sich hinter das Dannewerk zurückziehen. Im Ganzen höchstens 45,000 Mann stark unter General de Meza steht ihr linker Flügel längs der Schley (flußartiger, mehrere Stunden weit ins Land eindringender Meeresarm, vom Meer bis nach Mißunde, wo eine Brücke darüber führt); das Centrum, die Hauptarmee, steht bei der Stadt Schleswig und dem Schloß Gottorf, hinter den starken Verschanzungen des sogenannten 3 Stund langen Dannewerkes, die mit 250 Kanonen besetzt sind; der rechte Flügel steht hinter der Fortsetzung des Dannewerkes bis an den Fluß Treene.

Febr. 5. Die österreichische Armee, verstärkt durch preußische Garden und Artillerie, beschießt das Dannewerk und bereitet sich zum Angriff vor.

Febr. 5. auf 6. Nachts zieht das preußische Corps und Prinz Friedrich Karl, in der Unmöglichkeit, bei Mißunde durchzudringen, in der rechten Flanke die Schley abwärts gegen das Meer und macht bei Arnis, wo die Dänen zu schwach sind, mittelst Schiffbrücken einen Uebergang, wodurch die dänische Stellung an der Schley und dem Dannewerk umgangen wird.

Febr. 6. Morgens früh verlassen die Dänen eiligst ihre Verschanzungen und die Stadt Schleswig, lassen über 60 Kanonen und viele Munition zurück und ziehen sich, nachdem sie noch bei Deversee sich tapfer zur Wehr gestellt hatten, über Flensburg weiter rechts nach den Düppeler Schanzen, gegenüber der Insel Alsen. — Die Preußen von Osten und die Oesterreicher vom Süden her dringen ihnen auf dem Fuße nach, in Flensburg ein und verfolgen sie bis Idstädt.

Febr. 17. Die Oesterreicher ziehen über Apenrade nach Hadersleben an die jütländische Gränze.

Febr. 18. Die Preußen, gegen die Düppeler-Schanzen vorrückend, werden vom dänischen Panzer- und Thurm-Schiffe „Rolf Krake" beschossen.

März 8. Die Oesterreicher und die preußischen Garden rücken über die Koldingau in

Jütland (erst zum eigentlichen Dänemark gehörend) ein, erstürmen die Stadt Veile und die jenseitige starke Stellung der Dänen.

März 17. Seegefecht bei Jasmund (Insel Rügen) zwischen dänischen und preußischen Schiffen.

März 19. — 20. Die Oesterreicher und Preußen errichten Batterien vor der dänischen Festung „Fridericia" und eröffnen ein furchtbares Bombardement; 13 Brände entstehen in der Stadt. — Die preußischen Garden marschieren ab und vor Düppel.

März 28. (Ostermontag.) Die Preußen treiben die Dänen in die Düppeler Schanzen zurück, werden aber blutig zurückgejagt und vom Rolf Krake in der Flanke beschossen.

April 2. Aus der ersten Parallele wird von den Belagerern das Feuer gegen die Düppeler Schanzen eröffnet, mit den Laufgräben vorgerückt und am

8. April aus der 1000 Schritt langen zweiten Parallele ebenfalls die Beschießung der Schanzen begonnen, und damit, sowie mit den Belagerungsarbeiten, fortgefahren, unter steten Scharmützeln.

April 18. Blutige Erstürmung der Düppeler Schanzen und des Brückenkopfs von Sonderburg. (Siehe die Abbildung.)

Die von den Dänen mit etwa 100 Kanonen und 8000 Mann besetzten und so tapfer vertheidigten Schanzen ziehen sich in der Zahl von zehn, einige etwas höher, die andern tiefer liegend, die Dörfer Düppel und Nübel vor sich auf einer Hügelreihe, in einem schwachen Bogen, vom Meerbusen Wennig Sund, wo die Schanze Nro. 1 liegt, bis zur Schanze Nro. 10 an dem Alsensund (ein schmaler Meeresarm, welcher die Insel Alsen von dem festen Lande trennt). Etwa 2000 Schritt hinter diesem Halbkreis von Schanzen befand sich ein doppelt bastionirter Brückenkopf, hinter diesem führten zwei Bock- und Schiffbrücken über den Alsensund nach der Stadt Sonderburg, auf Alsen, wo die Dänen ihre Truppenreserven, Magazine und mehrere Batterien hatten.

Am 17. April waren die Laufgräben der Preußen bis nahe an die Schanzen gerückt und mit Truppen stark besetzt.

Am 18. Morgens früh um 3 Uhr eröffneten die Preußen ein furchtbares Feuer mit 120 schweren gezogenen Kanonen und Mörsern auf die Schanzen und den Brückenkopf, wodurch Brustwehren, Blockhäuser und Pallisaden zerstört, die Geschütze der Dänen demontirt wurden, obschon diese wacker das Feuer zurück gaben. Als der Kanonendonner auf's höchste gestiegen, der Erdboden erzitterte, die Luft von Pulverdampf erfüllt und von zündenden Geschoßen durchkreuzt war, trat um 10 Uhr auf einmal ein Stillstand ein, die Preußen stiegen plötzlich wie aus der Erde, aus den vordersten Laufgräben und Schießlöchern empor. In 6 Kolonnen von je 6 bis 12 Kompagnien jede, die Schützen, eine Kompagnie Pionniers (Sappeurs) sowie Arbeiter mit Aexten und Hacken, gefolgt von einer Abtheilung Kanoniers und Offiziers — stürzen sich die Stürmenden unter lautem Hurrah über den kurzen Zwischenraum bis an den Fuß der Schanzen Nr. 1 bis 6, reißen die Pallisaden ein oder sprengen sie mit Pulversäcken, ersteigen, von den Vertheidigern mit Granaten und Kugeln überschüttet, die Breschen und zerstörten Schießscharten und pflanzen die preußischen Fahnen auf. Dann im Innern der Schanzen blutiges Getümmel und Einzelkampf, bis die Vertheidiger gefallen, gefangen oder entronnen sind. Hierauf werden die Kanonen umgekehrt und gegen den Brückenkopf gerichtet.

Zwei andere Kolonnen griffen auf dieselbe Art die Schanzen Nr. 7, 8 und 9 an, welche etwa um 9 Uhr erobert wurden. Die Schanze Nr. 10 mit ihrer Besatzung kapitulirte um 12 Uhr. Die Reservekolonnen, bestehend aus den Brigaden Camstein und Raven und 4 Feldbatterien, sowie die zweite Reserve, die Garden, angeführt vom Prinzen Friedrich Carl, rückten in den Zwischenräumen der Schanzen, in der Mitte und auf dem linken Flügel, vor und vereinigten sich mit den 8 Sturmkolonnen. Da die Dänen hinter den Schanzen eine zweite Truppen- und Vertheidigungslinie (etwa 8 Bataillone) aufgestellt hatten, so mußte dieselbe

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen durch die Preußen 1864.

D

neuerdings von den Preußen (etwa 19 Bataillons) angegriffen werden und nach tapferm Widerstande der ermatteten Dänen wichen die Reste derselben in den Brückenkopf und über die Brücken nach der Insel Alsen zurück. Die Preußen nehmen den Brückenkopf um halb 1 Uhr und richten von dort und den eroberten Schanzen aus ein heftiges Kanonenfeuer nach der Stadt Sonderburg und auf die Batterien der Dänen.

Das Panzerschiff Rolf Krake halte sich während dem Sturm auf die Düppeler Schanzen im nahen Meerbusen gezeigt und die stürmenden Preußen auf dem Land heftig beschossen, wurde aber von einem schweren Spitz-Cylinderschuß aus einem preußischen gezogenen Geschütz durchlöchert und mußte sich mit 11 Mann Verlust eiligst davon machen, um nicht unterzusinken.

Die Dänen verloren bei diesem Sturm an Todten und Verwundeten 43 Offiziere und bei 1960 Unteroffiziere und Soldaten, an Gefangenen 44 Offiziere, worunter Generale und Obersten und 3145 Unteroffiziere und Soldaten, im Ganzen über 5000 Mann, ferner 118 Geschütze, 40 Fahnen und viel Kriegsmaterial. Die Preußen selbst hatten 71 Offiziere und 1118 Unteroffiziere und Soldaten todt oder verwundet. Unter den Todten waren der General Raven und der Major von Beeren; die Dänen aber ließen als Todte auf der Wahlstadt den General du Plat, die Obersten v. Bernstorf und Laßen und viele andere, die mit den Degen in der Faust als Helden gefallen sind.

April 28. Fridericia wird von den Dänen verlassen. Die Oesterreicher besetzen es und finden noch 197 Geschüze und großen Mundvorrath darin.

Sprengung der Festungswerke, Besetzung von Jütland bis an den Lymfjord.

April 29. Erste Sitzung der Londonerfriedenskonferenz. Die Gesandten von England, Frankreich, Rußland, Schweden, sodann von Oestreich, Preußen und dem deutschen Bund, von Dänemark, von dem Herzog von Augustenburg und den Ständen der Herzogthümer.

Mai 9. Seetreffen bei Helgoland zwischen der österreichisch-preußischen Flottille unter Contre-Admiral von Tegethoff mit den Fregatten Schwarzenberg und Radetzki und den Kanonenbooten Adler, Basilisk und Blitz — gegen die Panzerschiffe Nils Juel, Heimdal, Jylland u. a. m. Nach beidseitig erlittenen Beschädigungen segeln die Geschwader von dannen nach Nord und Süd.

Mai 25. Waffenstillstand.

Juni 25. Letzte und fruchtlose dreizehnte Sitzung der Friedensconferenz in London. Unverrichteter Dinge gehen die Gesandten auseinander. Der Krieg bricht wieder los.

Juni 29. Die Preußen concentriren sich gegenüber Alsen und gehen bei Ballegard auf Schiffen über den nur 800 Ellen breiten Sund, greifen die bei 8000—10,000 Mann starke dänische Armee in drei Stellungen an und vertreiben sie von der Insel, welche sie bleibend besetzen. Jütland wird von den Oesterreichern ganz eingenommen.

Juli 20. Neuer Waffenstillstand.

Juli 26. Erste Konferenz der Bevollmächtigten von Oesterreich, Preußen und Dänemark in Wien zum Zwecke der neuen Friedensunterhandlungen.

August 1. Die Wiener Konferenz unterzeichnet die Friedenspräliminarien und einen dreimonatlichen Waffenstillstand. Vollständige Abtretung der Herzogthümer, die jütländischen Enclaven inbegriffen, mit Ausnahme des Distriktes Ribe. Alsen und die Inseln in der Nordsee bleiben bei Schleswig, dagegen behält Dänemark die Insel Arröe in der Ostsee.

Das eidg. Sängerfest in Bern,

den 16., 17. und 18. Juli 1864.

Die Bundesstadt Bern erfreute sich in diesem Jahr des schönsten und großartigsten, aber auch genußreichsten Volksfestes von den vielen Festen und Versammlungen aller Art, welche sich das Schweizervolk in der schönen Jahreszeit an allen Enden und Orten zu bereiten pflegt: nämlich des eidgenössischen Sängerfestes, das alle zwei Jahre gefeiert wird. Eine kolossale Festhalle war nun in Bern auf der großen Schanze und eine gewaltige Tribüne in der Münsterkirche erbaut worden. Am Samstag den 16. Juli Nachmittags war Alles aufs beste vorbereitet, die Stadt im Festschmuck und Sonnenschein und die ganze Bevölkerung harrte in erhöhter Stimmung der Ankunft der fremden Sänger. Um 2¼ Uhr langten die neuenburgischen und jurassischen Sänger, über Biel, um 4 Uhr aber die Genfer, Waadtländer und Freiburger Gesellschaften mit dem Oronbahnzug an und alle wurden auf dem Platz vor der heil. Geist-Kirche und dem Bahnhof auf's feierlichste empfangen als meistens neu eingetretene Genossen des großen Sängerbundes. Gegen 5 Uhr endlich brauste unter Kanonendonner der mächtige Hauptzug heran, bei 30 Wagen, mit dem Central-Comite und Präsidenten und der eidgenössischen Fahne, im Begleit von mehr als 2000 Gästen aus der Ost- und Nordschweiz und dem Ausland, von Langenthal her kommend, wohin die Ausschüsse der Comite's ihnen entgegengefahren waren und wo bereits unter freundlicher Mitwirkung der dortigen Bewohner eine erste Empfangsfeierlichkeit stattgefunden hatte. Nachdem die Gäste ihre Quartiere gefunden und kurze Zeit ausgeruht, versammelte sich die ganze Masse auf dem Münsterkirchhofe und Platz, dessen Zugänge und schöne Gebäude mit grünen und blumengeschmückten Thorbogen und Gewinden, sowie mit heitern und ernsten Inschriften verziert waren. — Lesen wir einige. Neben dem Münster an der Pforte zur Plattform stand:

„Aufschau'n lehrst du das Auge,
Weiser Meister des Tempels,
Bogen und Thürme lenken es aufwärts,
Also walle das heilige Lied,
Preisend den Meister der Welten,
Himmelan!"

Am Bogen gegen die Keßlergasse:

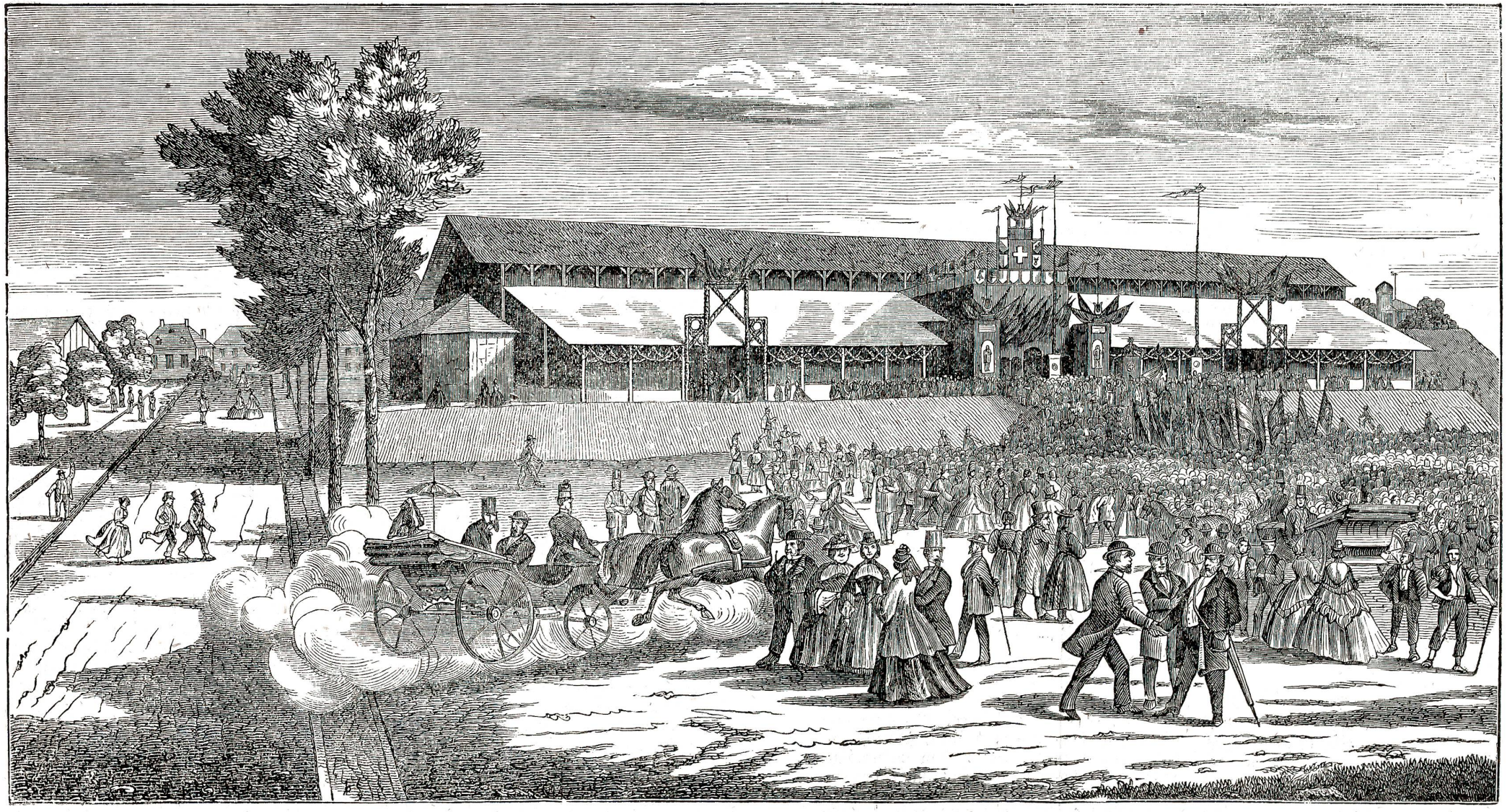
„Wenn die Orgelklänge hehr und rein
Durch des Münsters Hallen brausen,
Zittert selbst der Stein;
Menschenherz in eitler, stolzer Ruh,
Erzittere auch du!"

Durch die geschmückten, von Zuschauern angefüllten Straßen gieng nun der fast endlose Zug, Musiken, Fahnen, Ehrengäste, Preisgericht, Comite's voran nach den verschiedenen Abtheilungen. — Als die Spitze zum Murtenthor hinauszog, war der Schweif der Kolonne noch nicht unterm Zeitglockenthurm.

Auf der großen Schanze, vor der breiten Eingangstreppe und Terrasse der Festhalle angelangt, marschirt das Sängerheer in tiefen Kolonnen auf, die Panner und Vorstände voran, an den Fuß der Treppe. Auf der Höhe derselben stellen sich sowohl der bisherige Centralpräsident, Herr Gaudenz von Salis von Graubünden, als der neue Präsident, Herr Bundesrath Schenk, einander gegenüber auf. Der erstere, die große eidg. Sängerbundesfahne ergreifend, erhebt seine gewaltige Stimme und schildert in begeisterter blumenreicher Sprache die Schicksale und Erlebnisse derselben, seit der Ankunft in Chur vor zwei Jahren, ihre jetzige Triumphreise durch die schönen Gauen des Vaterlandes bis nach der Bundesstadt und begrüßt nun diese Stadt, ihre Behörden und Bevölkerung, sowie die des Kantons Bern, und insbesondere die festgebende Liedertafel, in aus dem Herzen strömenden Worten, welchen der weithin schallende Beifallruf der Hörer folgt.

Herr Bundesrath Schenk antwortet in einer ebenso warmen inhaltvollen Gegenrede. Nach Begrüßung, im Namen Berns, des schweiz. Sängerpanners, der lieben Freunde aus Bünden und der zahlreich dem Festrufe nach Bern gefolgten eidgenössischen Sänger, „Aktive" und „Passive", namentlich aber der neu zum Panner gekommenen Vereine romanischer Zunge, schildert er die erfreulichen Folgen der Pflege des Gesanges im Schweizervolk: Sie veredelt das ganze Volksleben. Wie einst Dorf gegen Dorf feindselig abgeschlossen, die Zusammenkünfte der Jugend nur Anlaß zu rohen und barbarischen Schlägereien, die Sitten roh, die Gebräuche barbarisch, die Lieder schmutzig oder gemein waren — so nun umgekehrt schließe sich Dorf an Dorf, Land an Land, wetteifere die Jugend in der

Das eidgenössische Sängerfest in Bern 1864.



Pflege des Schönen und lade sich zu fröhlichen Festen ein, an denen Alt und Jung Herz und Geist erlaben und fröhlich Tausende Hand in Hand schlagen, — Festen, wo in heiligen Hallen ein gehobenes und glückliches Volk in tausendstimmigem Chor sein Dankopfer dem Schöpfer bringe u. s. w.

Nach beendigter Empfangsfeierlichkeit und unter endlosem Halloh strömten die Massen in die weiten Hallen der Festhütte und nahmen vereinsweise an den bezeichneten 200 Tischen Platz. Betrachten wir unterdessen das Gebäude in seinem Aeußern und Innern. In einfacher aber edler Form einer dreischiffigen Basilika (Kirche) dehnt es sich in einer Länge von 340 Fuß und einer Breite von 230 Fuß aus, und erhebt sein Hauptdach auf dem Mittelschiff etwas über die Dächer der Seitenschiffe. In der Mitte der gegen die Alpen gekehrten Langseite steigt das dreibogige, zinnengekrönte, mit Fahnen und Schildern gezierte Hauptportal empor, vor welchem sich eine Terrasse hinziebt, zu der eine breite Treppe hinaufführt. In der Fläche der Pfeiler, welche das Portal zu beiden Seiten umfassen, sind große Nischen dargestellt, in welchen die über lebensgroßen Standbilder von Nägeli und Kuhn stehen.

Unter demjenigen des Erstern, des Beförderers und Begründers des schweizerischen Volksgesanges, steht die neckische Inschrift:

„Es said e Züri-Heiri zu sym Nägeli:
s'schönst Blüemli händ mir!
„Und das heißt
Nägeli!"

Rechts unter dem Bilde des eben so bekannten Volksdichters Kuhn liest man:

„G'sunge hest vor vierzig Jahre,
G'sunge hest de wunderbar:
„I de Flühne-n isch mys Lebe",
G'sunge hesch es nit vergebe
Kuhn! Das hets mängs hundert Jahr!"

Treten wir in das Innere der Halle durch das Mittelportal, so haben wir uns gegenüber die wie eine Kanzel geformte, zierlich geschnitzte Rednertribune, und vor derselben, in Hufeisenform, den Tisch der Ehrengäste, Preisrichter und Hauptcomités. Rechts und links dehnt sich das hohe und mehr als gewöhnlich breite Mittelschiff auf 17, respektive 34 Pfeiler- und Bogenstellungen in fast unübersehbarer Länge aus; längs desselben die etwas niedrigern und weniger breiten Seitenschiffe, un über diesen letztern sind Gallerien für Zuschauer und zwei treffliche Festmusiken, die abwechselnd spielten. An den 34 Pfeilern hängen geschmackvoll angeordnete Trophäen und Wappenschilder mit Fahnen und Sprüchen. — An beiden Enden der Halle bilden die schmälern Seiten große Nischen mit dunkelgrünem Hintergrund, auf welchem sich hohe Standbilder hell hervorheben. Gegen Westen: die Statue der Helvetia mit Schwerd und Schild, in der ausgestreckten Rechten einen Kranz darbietend, umgeben von Candelabern und grünen Gebüschen. Ostwärts wieder eine grünbekleidete Chornische, welche drei kleinere umfaßt: die mittelste mit dem Bilde der Freude, umgeben von ihren Genien oder Kindern, Friede, Eintracht, Kunst u. s. w. Zu den beiden Seiten die zwei Nischen, aus denen die zahlreichen (über 40) Preis-Geschenke, meistens silberne Becher, in mehreren Reihen erglänzen. Zu oberst flattert die von Frauen von Bern gestickte und geschenkte Prachtfahne. Blickte man von diesem Standpunkte zurück durch die ganze Länge der drei Schiffe an das ferne, entgegengesetzte Ende, so war das Auge beinahe geblendet von dem zauberhaften Schauspiele, das sich ihm darbot. Sechszehn große Kronleuchter mit je 26 Flammen hiengen in der Mitte von der Decke herunter, an den Seitenpfeilern und Galerien aber blitzten zahllose Reihen von Lichtern, im Ganzen bei 1000 Gasflammen, welche durch den weiten Raum einen der Sonne gleichen Glanz ergossen. Er beleuchtete Tausende von fröhlichen Gesichtern, welche an den unabsehbaren Tischereihen sich erquickten, und andere Tausende, die in den langen Gängen Arm in Arm auf- und abwandelten. Bei 6000 Personen mochten die Hallen erfüllen, während andere Schaaren auf dem weiten Plan um die Halle in der lauen und sternhellen Nacht sich ergiengen.

Der erste Hauptfesttag, Sonntag der 17., ward Morgens früh durch 22 Kanonenschüsse und vom Münsterthurm herab mit Posaunen-Chorälen angekündigt. Der auf dem Festplatz sich ordnende Zug der Sänger und Gäste, mit Fahnen, Comités, Musiken u. s. w. in gewohnter Reihenfolge bewegte sich durch die Hauptstraßen nach dem Münster. Hier harrt schon eine zahlreiche Zuhörerschaft in den hohen kühlen Hallen, auf den kunstreich geschnitzten Stühlen des nun gegen die Kirche geöffneten Chors und den übrigen Sitzen in Haupt- und Nebenschiffen bis an die Sängertribüne, welche sich bald mit den jugendlichen Schaaren, zunächst aber mit den Vereinen anfüllte, welche diesen Vormittag in Volksgesängen um den Preis ringen sollen. Nach dem Festgruß der Liedertafel von Bern beginnt die Reihenfolge der 30 Wettgesänge, eine Auswahl der mehr einfachen und volksthümlichen, doch wahrhaft schönen Lieder der besten Meister. Wie wohlklingend und wohlthuend — wie bald so sanft und leise klagend, bald so kräftig anschwellend und munter, so rein und klar — wiederhallen die Töne durch die alterthümlichen Räume und von den kühnen Kreuzgewölben herab. Die Namen der wettsingenden Vereine und der Lieder alle anzuführen, wäre zu lang. Nur sei erwähnt, daß die romanischen Bündner von Ilanz das Freiheits- und Bundeslied „vom Ahorn in Truns" — A Trun sul igl ischi — so frisch, rein und kräftig sangen, daß das Publikum elektrisirt war, und, der Regel entgegen, applaudirte. Trefflich sang auch Horgen: „Das Segel schwillt, der Wind erwacht"; Zürich (Liederkranz): „Das Heimweh"; Altorf: „Nach dem Sturme fahren wir"; und so viele Andere.

Der zahlreichen Gesänge ungeachtet war rasch der Vormittag verflossen. Es ging nun zum ersten Festessen, das durch einige Toastreden, vor Allem auf das Vaterland, belebt wurde. Zu früh kam Vielen das Zeichen zum Aufbruch, als eben die Fröhlichkeit, die freie Sang- und Redelust im besten Zuge war. — Nochmals zog man zum Münster und das zweite Conzert begann. Die Wettgesänge von 16 Vereinen im Kunstgesang, etwas schwierigere Compositionen, die meistens vortrefflich vorgetragen wurden. Wir nennen nur beispielsweise: Aarau, das sang: „Die Quelle in der Wüste"; Chur: „Das Heimathlied"; St. Gallen (Frohsinn): „Siehst du am Abend die Wolken ziehn"; Rapperswyl: „Auf Abendlüften schwebt herzu der Glocken leiser Klang". Aber nicht weniger schön sangen auch die meisten übrigen. Auch 9 andere Vereine, die nicht um die Preise konkurriren wollten, zeigten ihre Kunst, wie die Liedertafel von Basel, die Harmonie von Zürich, Mühlhausen, Colmar, Konstanz, Stuttgart und insbesondere Freiburg im Breisgau. Abends 8 Uhr sodann begann in der Festhalle wieder die freie Vereinigung der Sänger, der Gäste und des Publikums und dauerte bis spät in die Nacht in heller Freude und Einigkeit.

Der Morgen des darauf folgenden Montags war einer General-Versammlung der Ausgeschossenen der Vereine auf dem Rathhaus, den Gesangs-Proben in der Kirche, sowie den Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt u. s. w. gewiedmet.

Das Festessen dieses zweiten Tages endigte schon um 2 Uhr, dann zog man wieder mit den sämmtlichen Pannern zur Haupt-Gesangaufführung ins Münster, das noch mehr als gestern von Zuhörern angefüllt war.

In der ersten Abtheilung ergossen sich die vollen Chöre der Tausende von Männerstimmen, geleitet von Direktor Methfessel, in ergreifender Weise durch die Hallen des Tempels, und erfüllten die Brust des empfänglichen Hörers mit wunderbarem Schauern und Entzücken. Der Choral: „Wie herrlich strahlt der Morgenstern, O welch ein Glanz geht auf vom Herrn", machte den Anfang und neun fernere Gesänge, einer schöner als der andere, folgten. Die zweite Abtheilung war ausgefüllt von einer Festcantate „Der Schwur im Rütli", mit Instrumentalbegleitung. Die Dichtung von L. Tobler, die Musik von Ed. Munzinger. Hier wechselten die kräftigen Chöre der Unterwaldner, der Schwyzer, der Urner, und sodann Aller insgesammt, mit Recitativen, Terzetten und Solo's von Tenor- und Baßstimmen in gelungener Weise ab. Doch über Alles ragte und entzückte Jedermann das „Lied des Hirten-

knaben", gesungen von der so wohlklingenden und reinen Tenorstimme des jungen Sängers Jos. Schilt von Grenchen, der auf stürmischen Zuruf des Publikums sein Lied wiederholen mußte. Auch Componist und Dichter erhielten ihr verdientes Lob.

Das Conzert war zu Ende und wohl die Meisten traten aus dem Tempel mit dem Gefühl der innern Befriedigung und dem Gedanken: Solche Gesänge, voll edlen Sinnes und herzbewegenden Wohlklangs in einem schönen, alterthümlichen Gotteshaus rufen eine feierliche Stimmung hervor und erheben die Seele zur Andacht und zum Preis des Höchsten! Nicht entweiht sind diese Räume und es lautete wohl mit Recht eine Inschrift in der Nähe des Münsters:

„Hell wie Glockenklang,
Tief und ernst sei Euer Sang;
Selbst der Dom, der alte, schöne
Harrt in Freude Eurer Töne!"

Zum letzten Mal durchzogen die Sängerschaaren mit Fahnen und Musik die Straßen der Stadt und riefen Grüße und Lebewohl ihren freundlichen Bewohnern und Bewohnerinnen zu.

Auf dem Festplatz stellten sie sich in tiefer und breiter Colonne vor den Eingangstreppen auf, wo in der Mitte eine Rednerbühne errichtet war, von welcher herab die Namen der Vereine, welchen Preise zuerkannt wurden, und die Gaben, die sie erhielten, mit einigen einleitenden Worten öffentlich proklamirt wurden, von Hrn. Musikdirektor Weber in Bern für die Volksgesänge, und von Hrn. Direktor Reiter in Basel für die Kunstgesänge. In der erstern Abtheilung erhielten 16 Vereine Preise, unter diesen voran vier „gekrönte": Horgen, den Becher der Liedertafel von Basel; Ilanz, denjenigen der Liedertafel von Bern mit dem kunstvoll in Holz geschnittenen Untersatz; Zürich (Liederkranz), die schöne Pendüle von Paris; Altorf, den Becher der Harmonie von Zürich; und 12 ungekrönte; ferner „Ehrengaben" 10 Vereine, einfache „Belobung" aber 3.

In der zweiten Abtheilung Kunstgesang erhielten einfache Preise: 14 Vereine, wovon Aarau die von den Frauen Berns gestickte Prachtfahne, dann Chur den Becher des Stadtvereins von Zürich; St. Gallen (Frohsinn) den andern Becher der Liedertafel von Bern (Bär, das Füllhorn tragend); Rapperswyl den Becher von Chur, u. s. w. Ueberdieß wurden aber auch den Gastfreunden aus Deutschland und Frankreich und der kleinen Abordnung der Melodia von Bellinzona schöne Andenken, in Silberbechern bestehend, mitgegeben unter herzlichen Anreden des Festpräsidenten, Hrn. Schenk; so den Vereinen von Freiburg im Breisgau, Stuttgart, Mühlhausen, Colmar, Constanz und endlich auch der altbefreundeten Liedertafel von Basel und der Harmonie von Zürich, welche trefflich gesungen, aber aus Rücksicht gegen die andern Vereine nicht für Preise konkurrirt hatten. Alle sollten wenigstens etwas zur Erinnerung an Bern heimbringen.

Nach Empfang der Preise und Geschenke stieg das Sängerheer in die schon zum Theil gefüllte Festhalle und die beglückten Vereine zogen in Jubel und Triumph mit wehendem Panner unter Musik und Gesang durch die Gänge und zeigten ihre eroberten Gaben den Freunden und dem bewundernden Publikum. Eine allgemeine Gabenweihe begann, ein Hoch löste das andere ab und ein Lied das andere. Die heitere, harmlose Festfreude einer so gewaltig großen Menschenmenge dauerte ungestört bis tief in die Nacht. Aber um 10 Uhr begleitete ein stattlicher Zug von Sängern mit Fackeln den bisherigen Präsidenten v. Salis mit der eidgenössischen Fahne in ihr neues Hauptquartier ins Casino, wo sie der neue Präsident, Herr Bundesrath Schenk, in Empfang nahm und wo sie während 2 Jahren im Schutz der Liedertafel aufbewahrt bleibt. Damit war die offizielle Festfeier beendigt und am folgenden Tage wanderten die meisten Sänger, Viele nicht ohne Bedauern — wie sie selbst sagten — sich vom schönen Bern trennen zu müssen, nach allen Richtungen ihrer Heimath zu. Die Festklänge waren verrauscht, aber das wohlthuende Gefühl der Bleibenden wie der Scheidenden war wohl das: Es war ein schönes, gelun-

K

genes Fest und die freundliche Erinnerung daran wird uns bleiben. Möge sie beitragen zur Belebung und Stärkung bundesbrüderlicher Gesinnung aller Eidgenossen! Denn über allen ihren Festen schwebt glücklicherweise der höhere Gedanke an das von Gott gesegnete Vaterland. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß ob den Berner Festlichkeiten der Brandbeschädigten von Oberhofen nicht vergessen wurde. Am nämlichen Abschiedstag, Dienstags, fand auf dem Festplatz ein großes Wettschwingen statt, dessen Beschreibung aber nicht hieher gehört, und die Festhalle war den Tag über und Abends wieder von einer unzähligen Volksmenge aus der Nähe und Ferne belebt, so daß sich das Ganze zu einem wahren Volksfeste gestaltete, wie es nicht sobald wiederkehren wird.

Des Vaters Verlegenheit.

Hans kömmt zum Herrn Pfarrer und will sein neugebornes Knäblein taufen lassen. — „Nun ja," sagte der Pfarrer, „wie soll denn der Knabe heißen?"

Hans: Jä luegit, Herr Pfarrer, da lit just der Hagge; i weiß gar nit, was i dem Bueb für ne Name gä söll."

Pfarrer: „Nun Hans, man nennt ja gewöhnlich den Sohn wie den Vater; so gebt ihm doch euern Namen."

Hans: „Jä nei, Herr Pfarrer, i bruche mi Name selber."

Auch Naiv.

Ein Mann that einen ungeschickten Fall und wurde von einem Chirurgen untersucht. Als dieser keine sichtbare äußerliche Verletzung bemerkte, betastete er den Leib des Patienten an verschiedenen Stellen, und da dieser bei den Berührungen keine Schmerzen äußerte, so fragte der Wundarzt: „In welcher Gegend habt ihr euch denn wehe gethan?" — Der Gefragte, in der Meinung, der Arzt wolle wissen, wo er umgefallen sei, antwortete naiv: „in der Gegend des Rathhauses."

Ist's ein Prinz oder eine Prinzessin?

In einem deutschen Staate bestand die Sitte, dem Lande die Geburt eines Prinzen mit zehn, diejenige einer Prinzessin mit fünf Kanonenschüssen zu verkündigen. Bei der Entbindung der Fürstin standen die Artilleristen bei den Kanonen zum Losfeuern bereit. Ein Vorübergehender fragte den die Lunte tragenden Kanonier: „Nun, ist's ein Prinz oder eine Prinzessin?" — „Weiß nicht," antwortete der Kanonier, „das kömmt auf den Herrn Oberfeuerwerker (den Commandirenden) an."

Zu viel Wasser oder zu wenig Wein.

Zwei Gäste tranken in einer Pinte eine Flasche Wein, der ihnen nicht sonderlich schmeckte. „Es ist zu viel Wasser in diesem Wein", sagte der Eine. — „Im Gegentheil" erwiederte der Andere, „es ist zu wenig Wein in diesem Wasser."

Katzenjammer.

Was ist der „Katzenjammer?" — Gewissensbisse des Magens.

Was sind „Gewissensbisse?" — Katzenjammer des Herzens.

Das Feuer.

Ein an den Ofen lehnender Offizier wurde gefragt, ob er denn friere. „Nein", antwortete er, „ich will mich nur an's Feuer gewöhnen."

Gut getroffen!

In einem Alpenthale hielten sich noch im Spätsommer viele fremde Reisende auf. Ein etwas übermüthiger junger Herr sah auf einem Spaziergange einen alten Bauer, der schon ganz weiße Haare hatte, am Wege sitzen. Diesen fragte er spottend: „liegt denn auf den Bergen schon Schnee?" — „Es scheint in der That so", antwortete der Bauer, „sonst wäre ja das Vieh noch nicht in's Thal heruntergekommen."

Schlichte Antwort.

„Was habt ihr denn heute zu Mittag gegessen?" fragte der Arzt einen Kranken. „He, Rindfleisch, Herr Dokter", anwortete dieser. — „Mit Appetit?" fragte der Arzt weiter. „Nei, Herr Dokter, mit Suurchabis."

Unbequeme Zerstreutheit.

Ein Arzt, der gerne und oft spielte, wurde einst zu einer fieberkranken Dame gerufen. Er fühlte den Puls und zählte laut, mit der Sekundenuhr in der Hand, die Schläge. Anfangs gieng das Zählen gut von Statten; als er aber bei 10 anlangte, fieng's an zu spucken, denn anstatt 10, 11, 12 zu zählen, zählte er, in der Zerstreuung an seine Karten denkend: „9, 10, Bub, Dame, König, Aß."

Nachdrucksvolle Ueberschrift.

Ein wohlmeinender Mann, der mit Betrübniß die Folgen zunehmender Trunksucht beobachtete, veröffentlichte einen gut gehaltenen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Branntwein ist Gift." — Als er nach einiger Zeit noch keine sichtbare Wirkung seiner Belehrungen zu bemerken vermochte, ließ er einen zweiten Aufsatz drucken unter dem Titel: „Der Branntwein ist wirklich Gift." Als dessen ungeachtet immer noch Alles so ziemlich im Alten blieb, so erschien ein dritter Aufsatz mit der nachdrucksvollen Ueberschrift: „Branntwein ist, weiß' Gott, Gift!" — Hoffentlich hat's nun geholfen.

Schrecklicher Kirchenbrand zu St. Jago,

in welchem bei 2000 Menschen umkommen.

(Mit einer Abbildung.)

Der achte Christmonat 1863 war für St. Jago, die große und schöne Hauptstadt der Republik Chili in Südamerika am stillen Weltmeer, ein Tag des Entsetzens. Man wollte eben den letzten Festtag einer vieltägigen Andacht zu Ehren der heiligen Jungfrau in der ehemaligen Jesuitenkirche, genannt „de la Compagnia" feiern, woran besonders eine aus Frauen und Mädchen aller Stände gebildete Gesellschaft der Töchter Mariens Theil nahm, so daß unter den beiläufig dreitausend Personen sich verhältnißmäßig nur wenige Männer und Knaben befanden. Der Glanz und Pomp des Gottesdienstes sollten an diesem Schlußtag alles bisher Gesehene übersteigen, vorzüglich aber die Dekoration und Beleuchtung im Innern die Augen blenden. Unzählige Blumenguirlanden und Festons von farbigen und weißen Musselinstoffen hiengen an den Wänden, Pfeilern und Altären, wie von den Gewölbbogen und Decken herunter. Ueberall waren zahllose Leuchter mit Wachskerzen, Lampen mit Oel und flüssigem Gas (Paraphin) angebracht, stiegen in Pyramiden vor dem Hochaltar und den Seitenaltären empor, und zogen in langen Reihen und Bogen durch die Schiffe zum Hauptportal. Ueber achttausend Flammen sollten den Tempel mit einem Lichtmeer durchstrahlen und taghell erleuchten. — Die Kirche

hatte eine Frontbreite von 76 Fuß und eine Tiefe oder Länge mit dem Chor von nahe an 300 Fuß, ein hohes Mittelschiff mit einer hölzernen, gemalten Decke versehen und gewölbte Seitenschiffe. Zwei schmale Seitenausgänge waren durch äußere und innere Thüren, das Hauptportal aber durch eine Menge Stühle und Bänke mit Rücklehnen und die hier gedrängter stehende Menschenmasse beinahe gesperrt, während Tausende draußen stunden und immer die Eingänge bestürmten, in der Art, daß Niemand hinaus noch hinein gelangen konnte. Es war nahe an 7 Uhr Abends. Der Gottesdienst hatte begonnen, die Lichter wurden angezündet. Als kaum die Hälfte der Flammen brannten, entzündete sich ein mit Paraphin beleuchtetes Transparent und dessen Gestelle vor dem Hauptaltar. Vergeblich suchte ein Mann mit seinem Mantel das erste Feuer zu dämpfen, es ergriff die papierenen Blumenkränze und Sträuße auf dem Hochaltar, der, bei 60 Fuß hoch, bald in hellen Flammen stand. Diese, zur Decke emporschlagend, theilten sich dem Holze, dann den Tuch- und Blumenguirlanden mit und liefen, durch den obern Luftzug angefacht, in rasender Schnelle über den Köpfen der erschrockenen Menge weg bis zur Vorderfaçade der Kirche und seitwärts über die Wände und Pfeiler hinab. Anfänglich war die zunächst am Altar und in der Mitte befindliche Masse der Frauenzimmer vor Schrecken wie erstarrt und wollte sodann schreiend flüchten. Aber die hinter ihnen und in den Seitenschiffen befindlichen Personen, durch die Außenstehenden, welche nichts ahnten, abgehalten, wichen nicht zurück. Unterdessen geriethen Dach und Decken in Haupt- und Seitenschiffen, die Nebenaltäre und aller brennbare Stoff überall in eine unauslöschliche Höllengluth, die sich in einen Feuerregen auflöste, der in zahllosen Funken auf die Unglücklichen herabtropfte. Die an den Thüren zunächst Stehenden begannen nun sich zu flüchten, während Andere, Neugierige hineindrangen. Aber durch Gedränge, Rauch, Feuer und Todesschrecken gelähmt, fiel eine Menge Personen über- und durcheinander in Haufen zu Boden und versperrte die Ausgänge. Von den herabfallenden Flammen entzündet brannten bald die Haare der ohnehin mit dem reichsten Haarwuchs begabten Chilenerinnen, ihr Kopfputz und ihre Kleider lichterloh und durch das weite lange Schiff breitete sich ein Feuermeer aus, in welchem, wie in einem Höllenpfuhl, tausend rasend herumschlagende Arme und entsetzlich verzerrte Gesichter bald in weißer Gluth, bald geschwärzt erschienen und verschwanden. Die Dächer brachen ein, Balken, Bretter, Leuchter, Bilder, Altäre und Zierrathen stürzten überall brennend herab und bedeckten Haufen sich herumwälzender oder bereits erstickter, verkohlter Menschen. Nach kurzer Zeit brach mit donnerndem Gekrach auch die Kuppel in sich zusammen und aus den geschwärzten Trümmern erhoben sich die züngelnden Flammen und stinkende Rauchsäulen zum Himmel. Aber das furchtbare, herzzerreißende Geschrei war verstummt. Um so gräulicher war jetzt das Getümmel und Jammern und Wehklagen um die Unglücksstätte herum. Der Präsident der Republik, die Minister, die Stadtbehörden waren auf dem Platz. Aber alle Hülfe schien ohnmächtig gegen die Gewalt des Elements. Die einzigen drei Feuerspritzen der Stadt zeigten sich unbrauchbar. Nachdem einige Hunderte durch die Pforten entronnen waren, konnten nur Wenige noch gerettet werden. Um etwa 10 Uhr Abends hörte das Wüthen des Feuers auf, allein ein anderes

Der Kirchenbrand zu St. Jago.

schreckliches Schauspiel dauerte fort. Die Verzweiflung malte sich auf allen Zügen der Bevölkerung. Während 1900 — 2000 im Innern der Kirche ihre Seelen aushauchten, eilten ganze Familien durch die Straßen und Plätze, um verlorne Mitglieder aufzusuchen. Die Ungewißheit zerriß die Herzen derer, die eine Tochter, Schwester, Mutter, einen Vater oder Bruder aufsuchten, indem sie von der Kirche zur Polizei, zum Spital und von da wieder trostlos zur Brandstätte jagten und vor innerer und äußerer Ermattung auf dem Wege selbst niedersanken.

Als man endlich in die brandgeschwärzten Mauer-Trümmer einzudringen vermochte, da begegnete man dem trauervollsten Anblicke, welchen die Einbildungskraft sich kaum jemals hervorzurufen vermöchte. Außer den Haufen theils verkohlter und halbverbrannter, theils zu einer unkenntlichen, formlosen Aschen- und Staubmasse zusammengesunkenen Menschen-Reste auf dem Boden des Hauptschiffes — erblickte man in den besser geschützten Bogen der Seitenschiffe viele Gruppen der dorthin geflüchteten Unglücklichen, welche, wiewohl ebenfalls von der Gluth getödtet, zum Theil noch mit unversehrtem Angesicht ihre letzten Stellungen beibehalten hatten. Unter ihnen sah man Greise auf ihre Stöcke gelehnt, Frauen mit über den Köpfen verschlungenen Händen, gleichsam noch den Himmel anflehend, Kinder an den Busen ihrer Mutter gepreßt. Sogar noch wenige Fuß von der freien Straße im Thorbogengewölbe waren grauenhafte Leichengruppen angehäuft. — Welche schauerliche Arbeit es war, diese Schreckensstätte zu räumen, und welche Scenen dabei noch vorfielen, wäre schwerer zu schildern, als sich zu denken.

Durch Dick und Dünn.

Von Friedrich Wilhelm IV., dem verstorbenen König von Preußen, der in spätern Jahren sehr wohlbeleibt war, erzählt man sich folgendes Witzwort: Auf einem zu seinen Ehren gegebenen Balle befand er sich gerade in einer lebhaften Unterhaltung mit einem ungewöhnlich langen und sehr dünnen Staatsmanne. Da jagte ein junger Husarenoffizier im raschen wirbelnden Tanze auf die beiden Sprechenden zu und fuhr unwillkürlich mit seiner Dame zwischen dem König und dem Staatsmanne hindurch, indem er sie ziemlich unsanft auseinander stieß. Der Offizier, über den argen Verstoß bestürzt, hielt nun still und wollte sich ganz beschämt bei der Majestät entschuldigen. Der König aber rief ihm lachend entgegen: „Schon gut! Keine Entschuldigung! Ein tapferer Husar muß mitten durch Dick und Dünn!"

Der ängstliche Gatte und Vater.

Peter saß in der Pinte und trank behaglich seinen Schoppen. Nun kömmt die Nachbarsfrau in aller Eile und sagt: „G'schwind, Peter, g'schwind chömet hei; d'Annemarei, eui Frau, het grad äben es Bubli übercho. D'Muetter und d's Chind si Gottlob ordli zwäg, aber chömet jez selber cho luege." — Peter entgegnet: „Es pressirt nume hübschli, i chume de, wenn der anger Schoppen us isch." — Nach einer halben Stunde kömmt die Nachbarsfrau abermals und ruft: „Um Gott'swille, Peter, chömit doch hei, d's Annemarei het es zweut's Chnäbli übercho, e Zwilling." — Darauf erhebt sich Peter endlich, trinkt den Schoppen aus und entfernt sich mit den Worten: „S'isch Bigost Zyt, daß i hei gang, süst überchunt mer d's Annemarei no-n-es dritt's Chnäbli."

Der Burgunder.

Im Theater einer größern Stadt wurde die „Jungfrau von Orleans" aufgeführt. Im Parterre befand sich der Weinhändler Heinrich N., der wegen seines mittelmäßigen Weines und besonders wegen seines schlechten Burgunders bekannt war. Als nun auf der Bühne der Ritter Dunois feierlich die Worte sprach: „Der Burgunder greift die Brüder an!" — rief ein in der Nähe des Weinhändlers sitzender Zuschauer laut: „Das muß Burgunder von Heinrich N. sein." — Die Nachbarn lachten und der Weinhändler verschwand aus dem Theater.

Ein fataler Druckfehler.

In dem Intelligenzblatt einer Handelsstadt suchte ein junger Mann eine Anstellung in irgend einem soliden Geschäfte. Er berief sich auf gute Empfehlungen; dann hieß es am Schlusse seiner Anzeige: „Wenn es verlangt wird, kann der Bewerber 400 Franken Caution stehlen." (h statt l.)

Ein eben so arger.

Die Direktion einer großen Aktiengesellschaft suchte in ihrem Geschäftsberichte die Ergebnisse des Rechnungsjahres in möglichst günstigem, wohl allzu rosigem Lichte darzustellen. Fatalerweise vergriff sich beim Schlußsatze der Setzer, indem er in dem Worte „hinzufügen" statt eines f ein l hinsetzte, so daß nun der unglückliche Satz so lautete: „Die unterzeichnete Direktion hat dem obigen Berichte nichts mehr hinzuzulügen" ꝛc. ꝛc.

Geographie-Unterricht.

Schullehrer: Woher hat Amerika den Namen?" —

Schüler: „Weil es am Meer liegt."

Einer nach dem Andern.

Der Gemeindspräsident einer abgelegenen Gemeinde wollte bei der Ankunft eines vornehmen Gastes eine schöne Rede halten. Kaum hatte er angefangen, so schreit in der Nähe ein Esel aus Leibeskräften sein lautes und durchdringendes Ih Ah. — „Nur Einer nach dem Andern", befahl der vornehme Gast; — aber der unglückliche Präsident kam vor dem Gelächter der Umstehenden nicht mehr zum Wort.

Barometer für das neue Jahr.

Vom ersten Januar bis weiter
Zum Jahresschluß sei . . . **heiter.**
In diesem Jahr mag allerwegen
Dir strömen ein Dukaten- **Regen.**
Vom Morgen bis die Nacht beginnt,
Schlag alle Sorgen in den . . **Wind.**
Es schütze dich, du Erdenwurm,
Der Himmel vor jedwedem . **Sturm.**
Dein Glück, ob aus-, ob innenwendig,
Mag nie sich zeigen . . **unbeständig.**
Es zeige dir auch in der Liebe
Sich nie vergänglich oder . . **trübe.**
Stellt sich ein Unmuthswölkchen ein,
Gleich folge wieder . . **Sonnenschein.**
Dann ist für dich, du sollst 'mal seh'n,
Das ganze Jahr anhaltend . . **schön.**

Dieß, lieber Leser, sei zum Schluß
Des alten Boten Wunsch und Gruß!

Stämpflische Buchdruckerei (G. Hünerwadel) Postgasse 44 in Bern.